GŒTHE'S
NATIONALE STELLUNG

UND

DIE ERRICHTUNG SEINER STATUE

IN BERLIN.

VON

FERDINAND PIPER,
DER THEOLOGIE DOCTOR UND PROFESSOR.

BERLIN.
VERLAG VON E. H. SCHROEDER.
HERMANN KAISER.
UNTER DEN LINDEN 23.
1860.

3. 9. 4. I.

GŒTHE'S NATIONALE STELLUNG

UND

DIE ERRICHTUNG SEINER STATUE IN BERLIN.

VON

FERDINAND PIPER,
DER THEOLOGIE DOCTOR UND PROFESSOR.

BERLIN.
VERLAG VON E. H. SCHROEDER.
HERMANN KAISER.
UNTER DEN LINDEN 23.
1860.

DEM GYMNASIUM

DER

G. G. STADT STRALSUND,

DER DREIHUNDERTJÄHRIGEN PFLANZSTÄTTE HUMANER BILDUNG UND WISSENSCHAFT,

ZUM JUBELTAGE SEINER STIFTUNG

den 20. April 1860

ALS ZEICHEN DANKBARER ANHÄNGLICHKEIT

GEWEIHT

VOM VERFASSER.

VORWORT.

Der gegenwärtigen Abhandlung liegt zum Grunde ein Vortrag, den ich im hiesigen wissenschaftlichen Kunstverein am 15. März d. J. gehalten habe; der Aufforderung der verehrten Versammlung, denselben zu veröffentlichen, entspreche ich hiermit: doch so, daſs er erweitert und durch Nachweisungen aus den Quellen[1]) ergänzt wurde, die Form aber ist beibehalten.

Die besondere Veranlassung dazu gab die beabsichtigte Errichtung einer Statue für Goethe neben der hier zu errichtenden Schiller-Statue. Die Begründung der letztern ist ein Ereigniſs für Berlin und Preuſsen, wo hiedurch zum erstenmal der locale und staatliche Charakter solcher Denkmäler überschritten und deutsches Verdienst auf dem rein geistigen Gebiet geehrt wird. Wenn nun zahlreiche Stimmen in dieser Hauptstadt die Errichtung eines gleichen Denkmals für Goethe

[1]) Die Werke Goethe's sind nach der Ausgabe von 1850; der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe nach der Ausgabe von 1856, in zwei Bänden, angeführt: der erste dieser Bände reicht bis zu Ende des Jahres 1797, es ist daher bei Anführung dieser Briefe auſser dem Datum nur die Seitenzahl angegeben, da die Zahl des Bandes sofort aus der Jahreszahl ersichtlich ist.

VORWORT.

Der gegenwärtigen Abhandlung liegt zum Grunde ein Vortrag, den ich im hiesigen wissenschaftlichen Kunstverein am 15. März d. J. gehalten habe; der Aufforderung der verehrten Versammlung, denselben zu veröffentlichen, entspreche ich hiermit: doch so, dafs er erweitert und durch Nachweisungen aus den Quellen[1]) ergänzt wurde, die Form aber ist beibehalten.

Die besondere Veranlassung dazu gab die beabsichtigte Errichtung einer Statue für Goethe neben der hier zu errichtenden Schiller-Statue. Die Begründung der letztern ist ein Ereignifs für Berlin und Preufsen, wo hiedurch zum erstenmal der locale und staatliche Charakter solcher Denkmäler überschritten und deutsches Verdienst auf dem rein geistigen Gebiet geehrt wird. Wenn nun zahlreiche Stimmen in dieser Hauptstadt die Errichtung eines gleichen Denkmals für Goethe

---

[1]) Die Werke Goethe's sind nach der Ausgabe von 1850; der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe nach der Ausgabe von 1856, in zwei Bänden, angeführt: der erste dieser Bände reicht bis zu Ende des Jahres 1797, es ist daher bei Anführung dieser Briefe aufser dem Datum nur die Seitenzahl angegeben, da die Zahl des Bandes sofort aus der Jahreszahl ersichtlich ist.

fordern, so kommt in Frage sein Verhältniſs sowohl zu Schiller als zur deutschen Nation, in deren Sinn der eine wie der andere gefeiert werden soll.

Diese Frage ist auſserdem durch die Bewegung, welche das hundertjährige Gedächtniſs der Geburt Schillers im ganzen deutschen Vaterlande hervorgerufen hat, unabweislich geworden. Nicht im Sinne alter Partheiung und Eifersucht zwischen den Verehrern beider Dichter; wohl aber um nicht unversehens die Erhebung des einen zu einer Herabsetzung des andern gereichen und so das deutsche Volk in der Würdigung seiner Gröſsen in Verlust gerathen zu lassen. Wenn beide nach ihrem Leben und Wirken von jeher nicht zu trennen waren; so desto weniger jetzt, nachdem ihre Epoche durch die vorigjährige Schillerfeier eine erhöhte vaterländische, ja gradezu politische Bedeutung gewonnen hat. Nachdem zum erstenmal die Deutschen aller Länder und Welttheile als Eine Nation sich gefühlt und bezeugt haben, weil sie durch einen geistigen Mittelpunkt sich angezogen wissen; so wird man diesen Mittelpunkt und die doppelte Kraft, die ihn stützt, nicht schwächen dürfen.

Seine Stärke aber steht in der Gerechtigkeit, die man jedem von ihnen widerfahren läſst. Wenn also auch Goethe im Verhältniſs zur Nation gewürdigt werden soll; so wird man der Gaben und Güter, der gewaltigen Bildungselemente, welche durch ihn den Deutschen zugeführt sind, gedenken und ihn innerhalb seiner eigenthümlichen Aufgabe, gleichwie nach den Bedingungen seiner Zeit, soweit er auch über dieselbe hinausragt, zu verstehen suchen; ohne zu verkennen, wiefern diese Bedingungen seitdem andere geworden sind oder er selbst es

habe an sich fehlen lassen. Doch habe ich an dieser Stelle nicht sowohl Fehlendes (was jeder leicht aufspürt) hervorheben, sondern lieber die Punkte aufsuchen wollen, wo auch in den grofsen Gebieten, in denen man seine Führung und Einwirkung vermifst, doch noch eine Anknüpfung sich findet; um so viel möglich ein allseitiges Einverständnifs über Dank und Ehre, die ihm gebühren, zu begründen. Gern möchte ich dadurch einen Stein beitragen, wie zur Errichtung des hiesigen Goethe-Denkmals, so auch in dieser nationalen Frage zum Aufbau deutscher Eintracht, deren es auf allen Gebieten bedarf, wenn unser Volk die nahe Stunde der Entscheidung über seine weltgeschichtliche Stellung bestehen soll.

Berlin, 11. April 1860.

PIPER.

INHALT.

Meine Herren! Ich habe übernommen, Ihnen Mittheilung zu machen von einem Vorhaben, hieselbst die Errichtung eines Denkmals auch für Goethe herbeizuführen, und zwar auf demselben Platz, den Schiller's Standbild schmücken soll. Das Unternehmen hat soweit Gestalt gewonnen, daſs es nächstens in die Oeffentlichkeit treten wird. Es sind nämlich gegen siebenzig Einwohner hiesiger Stadt aus verschiedenen Berufskreisen zusammengetreten und haben zunächst (unter dem 27. Januar d. J.) bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinz-Regenten um fördernde Theilnahme sowie um die Genehmigung nachgesucht, im Einvernehmen mit dem zur Ausführung des Schiller-Denkmals niedergesetzten Comité die zur Begründung und Durchführung des Goethe-Denkmals geeigneten Schritte thun zu können. Hierauf ist durch Allerhöchsten Erlaſs vom 11. Februar die volle Zustimmung unseres verehrten Prinz-Regenten zu dem Gedanken ausgesprochen, daſs den beiden Dichterfürsten, welche im Leben mit und neben einander gewirkt haben, die Nachwelt eine gleiche und gemeinsame Anerkennung schulde; sowie die Widmung warmer Theilnahme für das beabsichtigte Unternehmen: wovon die Unterzeichner durch Erlaſs des Herrn Ministers v. Bethmann-Hollweg vom 27. Februar in Kenntniſs gesetzt wurden [1]). Derselbe behielt sich eine weitere Mittheilung vor hinsichtlich der gemeinsamen Berathungen, die nöthig sein würden, um die beiden Unterneh-

[1]) Beide Actenstücke, die Eingabe des Comité u. die Antwort des Ministers sind abgedruckt in der Augsb. Allg. Zeitung v. 15. März 1860, Beil. S. 1234.

mungen der Errichtung von Statuen Schiller's und Goethe's in Einklang zu setzen. Hiernach hat am 10. März das Comité sich constituirt und Jacob Grimm zu seinem Vorsitzenden gewählt; wobei bemerkt wurde, dafs es der letzte Wunsch seines Bruders Wilhelm gewesen, (der noch am 10. November, dem Ehrentage Schiller's, der Jubelrede von Jacob Grimm in der Akademie der Wissenschaften angewohnt hatte) dafs auch für Goethe ein Denkmal gleich dem für Schiller beabsichtigten hier erstehe. Das Comité hat sich in vier Abtheilungen getheilt: für die technischen Vorbereitungen zum Denkmal; für die literarische Thätigkeit; für öffentliche Kunstleistungen, wissenschaftliche Vorlesungen, Ausstellungen; und für die Geldverwaltung nebst den allgemeinen geschäftlichen Angelegenheiten. Das Ganze wird von einem Central-Ausschufs geleitet. Unter den öffentlichen Kunstleistungen, die den Zweck haben, den grofsen Dichter zu ehren und zu zeigen, sind dramatische Aufführungen verstanden von den Hauptwerken Goethe's (wozu der General-Director Herr von Hülsen bereitwillig die Hand bietet), sowie musikalische Aufführungen theils einer Folge von Compositionen Goethe'scher Dichtungen, insbesondere der Composition des Faust von F. Radziwill. Es wird ferner für den nächsten Winter die Veranstaltung einer Reihe von Vorlesungen von verschiedenen Rednern beabsichtigt, um Goethe'sche Art und Dichtung zu charakterisiren und sein Bild in das rechte Licht zu stellen. Auch wird an eine Ausstellung von Schrift- und anderen Denkmälern Goethe's gedacht, ähnlich der zu Schiller's Jubiläum hier veranstalteten, die so lebhafte Theilnahme gefunden und so entschieden dazu beigetragen hat, von dessen Erscheinung, Lebensgang und Wirken eine anschauliche Vorstellung zu verbreiten. Inzwischen wird die öffentliche Theilnahme in Anspruch genommen werden, um die Mittel zur Herstellung des grofsen Werks zu gewinnen.

Dem wissenschaftlichen Kunstverein, der schon bei der Schillerfeier in hervorragender Weise sich betheiligt hat, liegt es wohl nahe, dies Unternehmen doppelt willkommen zu heifsen: sowohl die Feier, die dem Dichter gilt, der wie kein anderer mit der Poesie das Studium der nachahmenden Künste verbunden hat und auch hierin ein neues Zeitalter aufschliefst. Denn schon als Jüngling[1]) erkannte er den Genius deutscher Baukunst, die er in einem ihrer Wunderwerke vor Augen gehabt, und feierte dessen Herrlichkeit in einem begeisterten Denkmal seines Meisters, des Erwin von Steinbach (1771); in reifen Jahren hat er auch dem Meister in der Auslegung antiker Kunst, Winckelmann, ein Denkmal gesetzt (1804), nachdem die Schönheit ihrer Werke ihn ganz eingenommen hatte, so dafs selbst der Sinn für die mittelalterlichen Kunstformen in ihm verdrängt wurde[2]): bis er noch später (seit 1810) zu lebendiger Theilnahme für diese zurückkehrte, als nun erst in weiteren Kreisen durchdrang was er vor mehr als einem Menschenalter empfunden und verkündet hatte, und die Früchte des neuen Studiums in den Arbeiten der Boisserée und Moller's ihm vor Augen traten, wovon er in einem zweiten Aufsatz von deutscher Baukunst (1823) Zeugnifs giebt[3]). Und wie er eine ungeheure Kunstkenntnifs sich angeeignet, so steht er auch als Meister eindringender Kunst-Betrachtung und Beschreibung da. — Demnächst wird auch die Art der Feier die ganze

[1]) Von Goethe's frühzeitiger Liebe zur bildenden Kunst s. Schoell, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786, S. 106 ff.

[2]) In seiner Italien. Reise. Bd. XIX, S. 79 sagt er von den *gothischen Zierweisen* im Gegensatz gegen die Gebilde der klassischen Kunst: Diese bin ich nun, Gott sei Dank! auf ewig los. Weiterhin S. 337 spricht er von der *Barbarei des Mittelalters,* aus der sich der Geist der bildenden Kunst zu Anfang des 16. Jahrhunderts völlig emporgehoben habe.

[3]) Die beiden merkwürdigen, um mehr als 50 Jahre auseinanderstehenden Aufsätze *von deutscher Baukunst* s. Bd. XXV, S. 1 ff. u. 262 ff.

Theilnahme unseres Vereins verdienen, da es bei diesen Standbildern um eine der gröfsten Aufgaben der monumentalen Kunst sich handelt. Zugleich giebt sich hier ein Wendepunkt in der Geschichte des monumentalen Berlin zu erkennen. Die bisher hier errichteten historischen Denkmäler gelten sämmtlich preufsischen Gröfsen: es sind preufsische Herrscher und Kriegshelden, deren Standbilder öffentliche Plätze zieren. Sonst haben in unserem Lande auch leitende Männer in den Künsten des Friedens sowie im Dienst der Kirche Standbilder erhalten, aber jeder in seiner Heimath oder seinem einstigen Wohnort: wie Luther in Wittenberg (1817), A. H. Francke in Halle (1829), Winckelmann in Stendal (1859); wozu in diesem Jahr unter anderen Kant's Denkmal in Königsberg kommen wird, und die Grundsteinlegung für Melanchthon's Denkmal in Wittenberg, auch wohl für Arndt's Denkmal in Bonn. Gleiche Auszeichnung ist hier in der Hauptstadt bürgerlichem Verdienst um den ganzen Staat zugedacht, durch Errichtung des Standbildes von Beuth. Endlich die beabsichtigte Errichtung eines Standbildes für Stein greift schon über das engere preufsische Interesse hinaus und ehrt zugleich allgemein deutsche Gesinnung und That. Noch anders ist es mit dem Denkmal Schiller's, der dem preufsischen Staat nie angehört hat, an dem wir nicht mehr Antheil haben als jeder Deutsche in fernsten Landen. Als bei der allgemeinen Theilnahme für den hundertjährigen Jubeltag seiner Geburt die Art der hiesigen Feier in Frage kam und die Errichtung eines Standbildes vorgeschlagen wurde, erschien sie anfangs nur als Auskunft, um verschiedenartigen Conflicten aus dem Wege zu gehen. Aber der Eifer, mit dem man nun den Gedanken ergriff, weiset auf die innere Berechtigung; es war die würdigste Art, gerade hier, ohne äufseren Zusammenhang mit Schiller, der allgemeinen Stimmung einen bleibenden Ausdruck zu

geben, — einer Erhebung ohne Gleichen, wie sie Deutschland nicht gesehen hatte. Ueber Unächtes und Fremdartiges, das sich beimischen mochte, schritt sie siegend hinweg und zeigte dem erstaunten Ausland, ja den Deutschen selbst zum erstenmal eine deutsche Nation, die ungeachtet aller Schranken der Verfassung, der Stände, der Bildung, sich geeinigt fühlte in nationalem Geiste und so um ihren grofsen Dichter sich sammelte, der vor allen den deutschen Geist in seinen Werken dargestellt hat[1]). So kamen denn in unglaublich kurzer Zeit die Mittel zusammen: durch freie Gaben und amtliche Betheiligung, durch schöne Uebereinstimmung von Fürst und Volk ist die Ausführung gesichert.

Dieser erste Schritt des Heraustretens aus dem preufsisch-vaterländischen Kreise in den Monumenten der Hauptstadt ist hochbedeutend und kann nicht ohne Folgen bleiben. Er fordert sogleich einen zweiten. Wie, fragt man, soll Schiller allein stehen? Das wäre nicht ein Denkmal des Dichters und in seinem Sinne, sondern nur der volksthümlichen Stimmung vom November 1859 und der Feier seines Geburtstages. Aber schon damals wurden Stimmen laut, welche über die Anregung des Augenblicks hinausgingen, mit dem Anspruch, dafs unter uns dem Dank der Deutschen gegen ihre beiden gröfsten Dichter Genüge geschehe. Wahrlich Schiller selbst würde so stimmen und würde an dieser Stelle sich vereinsamt vorkommen, ohne seinen grofsen Freund.

---

[1]) Wie Schiller dem deutschen Volksgeist entgegenkommt nach dessen beiden Grundzügen, der Innerlichkeit und dem Idealismus, ist vortrefflich dargestellt von Boeckh in seiner Rede zur Jubelfeier Schiller's am 10. November 1859; s. Schillerfeier der K. Universität zu Berlin, 1859 S. 5 ff.

I. Goethe und Schiller.

Es giebt in der ganzen deutschen Literatur wohl kein schöneres Schauspiel, als das Zusammen- und Aufeinanderwirken dieser beiden Männer während der letzten elf Jahre Schiller's. Auch kein ungewöhnlicheres, — wie einer von ihnen selbst bezeugt: es sei ein so unendlich seltener Fall, daſs man sich mit- und aneinander bildet[1]). Und auf dieser Höhe ist es ohne Beispiel. Lange hatten sie sich gemieden; die Verschiedenheit ihrer Naturen und ihres Wirkens hielt sie von einander fern. Sofort aber nach dem ersten unvermutheten Begegnen erkannten sie, wie sie berufen wären einander zu ergänzen und zu stärken. Goethe rechnet von jenen Tagen an eine Epoche, wie er kurz darauf gegen Schiller ausspricht (27. August 1794). Und dieser antwortet ihm (am 31. August): „Unsere späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende, Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniſs zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nun vollkommen, daſs die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten[2]). Nun kann ich aber

---

[1]) Goethe, Brief an Schiller vom 22. December 1798, S. 168. Es bezieht sich auf Schiller's Verhältniſs zu Schelling, der, wie jener an demselben Tage gemeldet hatte, noch immer so wenig mittheilend war, und mit dem er zu nichts anderem kommen konnte, als l'Hombre zu spielen.

[2]) Eben so erklärt Goethe, Brief an Schiller vom 25. September 1797, S. 381 (und in der Schweizerreise. Bd. XX, S. 293): Für uns beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daſs wir später und gebildeter zusammen-

hoffen, dafs wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so gröfserem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben." Und so haben sie seitdem in ununterbrochener Verbindung gestanden. Zweimal wöchentlich war es, dafs die vielgenannte Botenfrau[1]) zwischen Weimar und Jena ihre Briefe und Handschriften hin und her trug. Eine Pause von einer Woche schien ihnen viel zu lang: ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, schreibt Schiller (13. September 1795[2]), Ihnen acht Tage nichts zu sagen und nichts von Ihnen zu hören. Und Goethe erklärt (25. Februar 1798): Jedem, der Mittwochs und Sonnabends früh in sein Zimmer kommt, werde auf die Finger gesehn, ob er nicht einen Brief von Schiller bringe. Als an einem solchen Tage (26. Juni 1799) der Brief ausblieb, schreibt er ihm: er habe sich kaum überzeugen können, dafs es Mittwoch sei; und wünscht, das Hindernifs möge aus keiner unangenehmen Ursache entsprungen sein (die Fahrlässigkeit der Botenfrau war Schuld daran gewesen). Dieser Verkehr wurde gesteigert durch persönliche Gemeinschaft, da Goethe oftmals zu längerem Aufenthalt nach Jena sich zurückzog, Schiller zuweilen nach Weimar kam bis er im Jahre 1799 ganz dorthin übersiedelte. Beide erfreuten sich der Fortschritte, die sie in solcher Zeit machten. Goethe spricht *vor* einer solchen Herüberkunft die

---

trafen. Hingegen bemerkt Schiller im Briefe an Goethe vom 18. August 1802, S. 392: Hätten wir uns ein halb Dutzend Jahre früher gekannt, so würde ich Zeit gehabt haben, mich Ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen zu bemächtigen.

[1]) Sie ist abgebildet vor einer nur als Manuscript gedruckten kleinen Schrift: Zwischen Weimar und Jena, 20 Briefe von Goethe an Hufeland. Ohne dies Bild sind dann diese Briefe mit anderen herausgegeben von Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit. Leipzig, 1855.

[2]) Ebenso im Briefe vom 21. August 1798, S. 115.

Hoffnung aus, dafs sie diefsmal wieder zusammen eine gute Strecke vorwärts kommen würden (17. August 1796[1]); und auf der Reise (1797), im Geräusch einer grofsen Stadt, zieht es ihn oft nach der stillen Höhe bei Schiller hin[2]). Lebhafter nach seiner Art drückt Schiller sich darüber aus: mit dem herzlichen Verlangen, Goethe wieder einmal in Jena zu sehen, erklärt er: es sei ihm, als fehle ihm etwas von dem Element, worin er leben solle (22. November 1796); ein andermal (24. Juli 1799) spricht er die Zuversicht aus, es werde seiner Existenz einen ganz anderen Schwung geben, wenn sie wieder beisammen seien. Und *nach* einem solchen Aufenthalt von einem Monat rühmt er den entscheidendsten Einflufs, den Goethe's lebendige Gegenwart auf seinen Zustand habe (18. Juni 1797). In solcher Zeit sahen sie sich täglich, und die Lücke wurde nachher um so mehr empfunden: „ich bin es dieser Tage her, schreibt Schiller (30. Novbr. 1798), so gewohnt worden, dafs Sie in der Abendstunde kamen und die Uhr meiner Gedanken aufzogen und stellten, dafs es mir ganz ungewohnt thut, nach gethaner Arbeit mich an mich selbst verwiesen zu sehen.“ Es war eine wahre Befreundung, zu der dieser Umgang reifte; ihre Zustände so innig verwebt, dafs was dem einen begegnete, der andere an sich selbst fühlte[3]). In ihren Mittheilungen waltet ein schönes Vertrauen und ein rastloser Eifer: man sieht, diese beiden grofsen Männer ordnen sich einer gröfseren Sache unter, sie haben sich verbunden dieser zu dienen und ihren wichtigen Beruf zu vollbringen, jeder bereit von dem anderen zu lernen; von kleinlichen Vorbehalten, von Empfindlichkeit oder Ueberhebung, ist auch gar nichts zu spüren.

[1]) Vergl. seinen Brief vom 21. Juni 1797, S. 319.

[2]) Brief aus Frankfurt vom 17. August 1797, S. 349.

[3]) Wie Goethe aus Anlafs einer schweren Krankheit der Gattin Schiller's schreibt, 26. October 1799, S. 259.

So hat unsere schöne Literatur von diesem edeln Dichterbunde die reichen Früchte davon getragen; und die Dokumente desselben, ihr Briefwechsel, ist ein unschätzbares Gut, wodurch wir eingeführt werden in die innerste Werkstätte dieser Geister. Manche Verhandlungen theoretischer Art, besonders über das Wesen der Poesie, wurden unter ihnen gepflogen: gern ging Goethe auf Schiller's ästhetische Grundsätze und Betrachtungen ein und ordnete sich ihm selbst unter. Mit grofser Genugthuung spricht er von dessen Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung: nach seiner Lehre könne er erst mit sich selbst einig werden, da er das nicht mehr zu schelten brauche, was ein unwiderstehlicher Trieb ihn doch, unter gewissen Bedingungen, hervorzubringen nöthigte (29. November 1795). Und wie er mit dessen brieflichen Aeufserungen über Drama und Epos sich sehr einverstanden erklärt, fügt er hinzu: er sei immer gewohnt, dafs Schiller ihm seine Träume erzähle und auslege (26. April 1797)[1]. Vornehmlich aber förderten sie sich in ihrem poetischen Schaffen. Sie übten eingehende Kritiken über ihre kleineren Productionen vor deren Abdruck[2]: auf einem solchen Wege sei es freilich möglich, bekennt Goethe, diese Art Arbeiten der Vollkommenheit immer näher zu bringen (17. December 1795). Bei gröfseren Arbeiten versicherten sie sich erst der gegenseitigen Zustimmung zu Idee und Plan derselben: mit desto besserm Muth könne man an die Arbeit

[1]) Dasselbe sagt er in Beziehung auf die Ausführung des Faust in dem Briefe vom 22. Juni 1797, S. 319.

[2]) Namentlich betheiligte Schiller sich an den venetianischen Epigrammen und an den römischen Elegien. Und Goethe unterzog die Kraniche des Ibycus einer sorgfältigen Beurtheilung in zwei Briefen vom 22. und 23. August 1797, S. 356 ff., wonach Schiller wesentliche Veränderungen mit der Ballade vornahm, s. dessen Brief vom 7. September 1797, S. 371.

gehn[1]). Und nach der Ausführung halfen sie einander die letzte Hand anzulegen. So ist zum Wallenstein[2]) das astrologische Motiv auf das Bedenken Schiller's, ob dasselbe dem Tragischen nicht widersprechend sei, von Goethe in's rechte Licht gestellt (8. December 1898) und darnach erst von Schiller ernsthaft angefafst, der gerührt dem Freunde dankt: „es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit auf's neue erfahren“ (11. December). Umgekehrt war ihm Goethe in dieser Art so manches schuldig geworden, dessen derselbe in der Antwort gedenkt (12. December). Er ist von Schiller vielfach angeregt, ja gedrängt worden, wenn die poetische Stimmung sich nicht einstellen wollte, sich derselben zu bemächtigen; und nicht ohne Erfolg[3]). Als Schiller zum erstenmal an Faust erinnert, zögert Goethe noch, die Handschrift aus ihrer Gefangenschaft zu lösen, aber gesteht: wenn ihn künftig etwas dazu vermögen könne, sei es gewifs seine Theilnahme (2. December 1794). Zunächst erbittet sich Goethe von ihm über die Bücher des Wilhelm Meister, die er noch in biegsamem Manuscript sehen werde (die beiden ersten waren schon gedruckt), seinen freundschaftlichen Rath (6. December 1794). Besonders nach Vollendung des Ganzen, als er das achte Buch der Lehrjahre in der Handschrift ihm gesendet (26. Juni 1796), findet ein belebter Austausch darüber statt: Schiller geht in eine gründliche und lehrreiche

---

[1]) Wie Goethe sagt in Beziehung auf Schiller's Urtheil über die Einführung der Helena in den Faust, Brief vom 23. September 1800, S. 309; und über das Vorspiel zur Eröffnung des Lauchstädter Theaters, Brief vom 11. Juni 1802, S. 384.

[2]) Bekanntlich ist im Prolog des Wallenstein von Goethe das Soldatenlied, welches dann Schiller noch mit einigen Versen vermehrt hat; nach den Briefen Goethe's und Schiller's vom 6. und 9. October 1798, S. 140. 144.

[3]) Eine nachdrückliche Mahnung Schiller's s. in dem Briefe v. 5. März 1799, S. 180, u. dessen Glückwunsch zum Erfolge i. d. Br. v. 17. März, S. 187.

Schätzung des Kunstwerks ein[1]) nach den strengen Forderungen, zu denen Goethe den Leser verwöhne; worauf dieser ihm auf's höchste verdankt, dafs er ihm so auf einmal über vieles hinweghelfe, durch seine Bedenken ihn in den Stand setze, dies achte Buch zu vollenden, und ihn nöthige, auf die Vollendung des Ganzen aufmerksam zu sein. Mitten unter irdischen Geschäften, sagt er (5. Juli), hätten ihn die Briefe Schiller's überrascht wahrhaft als Stimmen aus einer andern Welt, auf die er nur horchen könne[2]). Später, da er die Idee des Faust wieder aufgenommen, wünscht er von Schiller die Forderungen zu hören, die dieser an das Ganze machen würde (22. Juni 1797): und als er dessen „erste Worte über den wiederauflebenden Faust" vernommen, schöpft er daraus erhöhten Muth zur Arbeit (24. Juni). Zuletzt hat Goethe noch die Bearbeitung der Iphigenia für die Bühne ganz in Schiller's Hand gegeben, der in anziehende Erörterungen darüber eingeht (22. Januar 1802).

Die Summe von allem dem zeigt sich in dem Bekennntnifs Goethe's, welches er gegen Schiller selbst ausgesprochen (1798)[3]), dafs dieser ihm eine zweite Jugend geschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht habe, welches zu sein er so gut als aufgehört hätte, — oder wie er später erklärte[4]), es sei ihm ein neuer Frühling gewesen. Von dem Heimgang Schiller's

---

[1]) In den Briefen vom 28. Juni, 2., 3., 5., 8., 9. Juli 1796.

[2]) Ferner heifst es in Goethe's Brief vom 9. Juli, S. 183 f.: Ich werde gewifs, insofern es mir möglich ist, Ihren gerechten Wünschen entgegengehen. Ich darf den Inhalt Ihres Briefes nur selbst an die schicklichen Orte vertheilen, so ist der Sache schon geholfen. Und sollte mir's ja begegnen . . dafs mir doch die letzten bedeutenden Worte nicht aus der Brust wollten, so werde ich Sie bitten, zuletzt mit einigen kecken Pinselstrichen das noch selbst hinzuzufügen, was ich, durch die sonderbarste Naturnothwendigkeit gebunden, nicht auszusprechen vermag.

[3]) Goethe, Brief an Schiller vom 6. Januar 1798, S. 5.

[4]) In seinen Annalen 1794. Bd. XXI, S. 29.

(1805) schreibt er wenige Tage darnach an Zelter[1]): er verliere einen Freund und in ihm die Hälfte seines Daseins. Und einen öffentlichen Nachruf widmet er ihm in demselben Jahre im Epilog zur Aufführung der Glocke[2]), worin das schöne Wort:

Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine;

welches Zeugnifs giebt nicht minder der selbstlosen Hingebung Goethe's als dem edeln Charakter Schiller's. In gleichem Sinne hat er von dem Geiste Schiller's geurtheilt, anknüpfend an einen ergreifenden Moment, da im Jahre 1826 nach den Gebeinen Schiller's gesucht worden und Goethe dessen Schädel betrachtete[3]):

Wie mich geheimnifsvoll die Form entzückt,
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückt,
Das fluthend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäfs, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten.

Das sagt der überlebende Freund. — Nicht minder war Schiller bereit, dem Lebenden auch abwesend Anerkennung zu zollen; ja er neigt sich vor der Gröfse seines Geistes. Ihm selbst sagt er in Beziehung auf seine grofse Ideenwelt: er habe ein Königreich zu regieren (31. August 1794). Einem Freunde Goethe's schreibt er im Jahre 1797[4]): „Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baum

---

[1]) Brief vom 1. Juni 1805.

[2]) Bd. III, S. 448.

[3]) Bd. II, S. 106.

[4]) Schiller, Brief an Meyer v. 21. Juli 1797; in den Briefen zwischen Schiller und Goethe. Bd. I, S. 336.

schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt.“ Und bei Gegnern, da er ihn verkannt sah, nimmt er sich seiner mit großer Wärme an in einem Briefe vom Jahre 1800[1]): „Nach meiner innersten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und an Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienste auch nur von Weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet, als irgend einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist. Und außer diesem, was er von der Natur erhalten, hat er sich durch rastloses Nachforschen mehr gegeben als irgend ein anderer. Er hat es sich zwanzig Jahre mit der redlichsten Anstrengung sauer werden lassen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu studiren, und ist in die Tiefen der Wissenschaften gedrungen.... So ist er auch in Rücksicht auf den Geschmack in bildenden Künsten dem Zeitgeiste sehr weit voraus, und bildende Künstler könnten Vieles bei ihm lernen. Welcher von allen Dichtern kommt ihm in solchen gründlichen Kenntnissen auch nur von ferne bei? Und doch hat er einen großen Theil seines Lebens in Ministerialgeschäften aufgewendet, die darum, weil das Herzogthum klein ist, nicht klein und unbedeutend sind. Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden...“ Und nun kommt er auf seinen Charakter, seinen

---

[1]) Brief an die Gräfin Schimmelmann in Kopenhagen vom 23. Novemb. 1800; bei Düntzer Schiller und Goethe, Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen ihnen. S. 207 und bei Goedeke Goethe und Schiller. S. 380 f.

Werth als Mensch zu reden. In dieser Hinsicht war Schiller's Ansicht aus persönlicher Erfahrung von Grund aus berichtigt worden. Früher hatte er bei hoher Achtung seines Geistes dem Charakter gemifstraut, ja ihn wegen berechnender Selbstsucht entschieden verworfen; worüber er sich im Jahre 1789 also ausspricht[1]): „Oefters um Goethe zu sein würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergiefsung, er ist an nichts zu fassen... Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als grofse Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weifs er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäfsige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genufs der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhafst, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und grofs von ihm denke." Dieser Hafs aber wandte sich, und bewundernde Hingebung trat an die Stelle; wie er nach zweijährigem Umgang im Jahre 1796 ihm selber aus Anlafs der Vollendung eines seiner Hauptwerke schreibt (2. Juli): „Das schöne Verhältnifs, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen ... und so in einem höhern Sinne des Wortes den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, dafs das Vortreffliche eine Macht ist, dafs es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, dafs es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe." Und in dem erwähnten Briefe vom Jahre 1800, nachdem er die Vor-

[1]) Schiller, Brief an Körner vom 2. Februar 1789. Th. II, S. 21.

züge seines Geistes erhoben, fährt er fort: „Wenn er nicht als Mensch den gröfsten Werth von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, dafs ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn weil sie ihn fürchten, und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so mufs er in der jetzigen bürgerlichen und literarischen Welt nothwendig es mit Vielen verderben[1]."

Diese Kämpfe sind verschollen. Aber Goethe und Schiller, wie sie im Leben zu einander standen, so sind sie mit einander in lebendiger Gegenwart auf die Nachwelt übergegangen. Ein Bild dafür giebt Goethe aus Anlafs der Verwechselung ihrer Arbeiten (26. Dec. 1795): er erfreut sich deren als eines Zeichens, dafs sie nunmehr die Manier los würden und in's allgemeine Gute übergingen. „Und dann ist zu bedenken," fährt er fort, „dafs wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der anderen so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat." Ja noch weiter mochten sie reichen, kraft der Wechselwirkung, durch welche sie nach ihrem eigenen Geständnifs über ihre Grenzen hinausgezogen wurden[2]. In der That sie

---

[1]) Schliefslich verhehlt es Schiller nicht, dafs er Goethe nicht in gleicher Weise in Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse rechtfertigen könne.

[2]) Das wird sowohl von Goethe als Vortheil von Schiller's Einflufs erkannt, in dem Briefe an Schiller vom 21. Juni 1797, S. 319; wie er schon zuvor in dem Briefe vom 9. Juli 1796, S. 182 ihn bittet, nicht ab-

nehmen die ganze Breite unserer schönen Literatur ein. Und wie manche, von Lessing an, noch vor ihnen und neben ihnen wirkten, die auch im Herzen der Nation ihre Stelle haben und behaupten werden; sie sind im eminenten Sinn die beiden klassischen Schriftsteller unsres Volkes, denen an schöpferischer Kraft und unvergänglicher Wirkung kein anderer gleichkommt. Worüber unter Deutschen schwerlich ein Meinungs-Zwiespalt waltet.

Wohl aber zeigt sich eine Verschiedenheit in ihrer Werthschätzung und Aneignung: nicht allein, dafs je nach Anlage und Stimmung die Vorliebe den einen oder den andern erwählt, — und darin ist selbst eine Theilung der Geschlechter zu bemerken, da im Allgemeinen die Frauen mehr an Schiller hängen, so sehr auch Goethe die Frauenwürde verherrlicht hat; es hat der eine von ihnen auch allgemeiner Eingang gefunden: offenbar ist Schiller der volksthümlichere Dichter, ist weit mehr in alle Schichten des Volks durchgedrungen als Goethe. Es liegt das theils in der poetischen Anlage Schillers, jener Mischung von Anschauen und Abstraction (worin Goethe wie Schiller selbst das Unterscheidende erkennt) [1]), wodurch er dem allgemeinen Verständnifs näher steht; theils besonders in dem dramatischen Geschick, wodurch er mehr Handlung

---

zulassen, um, »ich möchte wohl sagen, mich aus meinen eignen Gränzen herauszutreiben.« Als auch von Schiller in Bezug auf seinen Wallenstein, im Briefe an Goethe vom 5. Januar 1798, S. 4: »ich finde augenscheinlich, dafs ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist;« und zuvor in dem Briefe vom 1. December 1797, S. 409: »es kommt mir vor, als ob mich ein gewisser epischer Geist angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkung zu erklären sein mag.«

[1]) Schiller, Brief an Goethe vom 31. August 1794, S. 12; Goethe, Brief an Schiller vom 5. October 1795, S. 98 und Schiller, Brief an Goethe vom 2. Januar 1798, S. 1.

und Erschütterung in seine dramatischen Hauptwerke gebracht hat, als den nach innen gewendeten Hauptwerken Goethe's eigen ist; endlich in der ausgesprochenen Tendenz mehrerer seiner Dramen, die mächtigen und populären Ideen zur Unterlage dienen, wodurch sie die Menge ergreifen und fortreifsen. Dieses Vorwalten des letztern ist an ihren Jubeltagen offenkundig geworden: der 100jährige Geburtstag Schillers erschien als ein grofses Fest, das die Deutschen einander gaben; — zehn Jahre früher wurde der 100jährige Geburtstag Göthe's zwar auch weit und breit, doch nur in engern Kreisen gefeiert: eine Volksbewegung, wie jetzt, hat damals sich nicht ereignet. Zwar mufs man auf beiden Seiten abrechnen: bei der Schillerfeier das durch politische Verhältnisse, durch Gegensätze von aufsen und innen gesteigerte nationale Gefühl, welches zu einer Aeufserung drängte und den Anlafs ergriff; hingegen bei der Goethefeier das gedämpfte nationale Gefühl, da eben eine auf das höchste Ziel der Einheit und Freiheit Deutschlands gerichtete Erhebung durch unreine Mischung und Mafslosigkeit ein so klägliches Ende genommen hatte. Gleichwohl würden die Umstände im Jahre 1849 nicht gehindert haben, auch Goethe auf den Schild zu heben, wenn die Stimmung allgemein und der tiefe Drang vorhanden gewesen wäre, wie unzweifelhaft bei der Schillerfeier. Bei dieser Eigenthümlickeit der letztern gebührt es sich auch, dafs ihre Wirkung unverfälscht bleibe; also auch das hiesige Denkmal Schillers, welches zugleich ein Denkmal jener volksthümlichen Bewegung sein wird, für sich bestehe. Und es ist von vornherein auch der Anschein vermieden, als könne das neue Unternehmen der Selbständigkeit des ersten zu nahe treten wollen. Es mögen beide Standbilder frei verbunden sich zeigen, indem jedes von beiden auf eigenem Grunde sich erhebt, wie der Sinn und die Gaben dafür verschieden sich verzweigen. Dies voraus-

gesetzt, wird man jedoch einig darin sein, dafs Goethe gleiche Ehre und gleicher Dank gebührt im Namen aller Deutschen, wenn auch seine Werke nicht so weit sich verbreiten; aber sein Wirken erstreckt sich auf das Ganze der Nation. Wenn mehr die Gebildeteren Antheil an ihm haben, so ist doch die allgemeine Bildung, die von ihm ausgeht, ein Erbtheil aller Deutschen. Diese Stellung Goethe's erlauben Sie mir etwas näher nachzuweisen.

II. Goethe's nationale Stellung.

Wenn Goethe's nationale Bedeutung in Frage kommt; so denken wir weder an seine Verdienste im Staat und um den Hof, noch an seine grofsen wissenschaftlichen Arbeiten und Kunstforschungen, sondern nur an seine Dichter-Werke. Aber seine Wirkung als Dichter haftet ganz an seiner Persönlichkeit, aus zwei Gründen. Der eine liegt in der Dichtung selbst, die überhaupt in dieser ihrer klassischen Zeit auf die höhere Stufe erhoben wurde, dafs sie nicht als Aeufserung einer einzelnen Kraft des Geistes, sei es der Phantasie oder gar der Reflexion gilt, sondern als Thätigkeit des ganzen Menschen. In diesem Anspruch treffen Goethe und Schiller, obwohl von entgegengesetzten Standpunkten des Realismus und des Idealismus ausgehend, zusammen. Also erklärt Goethe[1]) die poetische Thätigkeit für den besten Zustand, den Gott dem Menschen habe gönnen wollen; ja Schiller[2]) erklärt sogar den Dichter für den einzig wahren Menschen. Dieser Preis fordert auch das höchste Opfer, worüber Schiller aus eigener Erfahrung

---

[1]) Goethe, Brief an Schiller vom 23. December 1795, S. 122.

[2]) Schiller, Brief an Goethe vom 7. Januar 1795, S. 43; »und der beste Philosoph, fügt er hinzu, ist nur eine Carricatur gegen ihn.«

sagen durfte, indem er Philosophie und Poesie vergleicht[1]: „Zum Philosophiren sei schon der halbe Mensch genug und die andere Hälfte könne ausruhen; aber die Musen saugen einen aus.“ Und weil in dieser Thätigkeit Natur und Geist zu erhöhtem Dasein geheimnifsvoll sich einigen, so hat der Dichter sich selbst nicht in der Gewalt[2]; wie die Zurüstung zu einem grofsen epischen Gedicht von Goethe so schön beschrieben wird[3]: „Die Ausführung wäre ganz unmöglich, wenn sie sich nicht von selbst machte, so wie man keinen Acker Weizen pflanzen könnte, da man ihn doch wohl säen kann. Ich sehe mich jetzt nach dem besten Samen um und an Bereitung des Erdreichs soll es auch nicht fehlen; das Uebrige mag dann auf das Glück der Witterung ankommen.“ — Zu dieser Art, die Dichtung zu einer Angelegenheit des ganzen inwendigen Menschen zu machen, kommt bei Goethe noch besonders was er seinen Realismus nennt: dafs er mehr als irgend ein anderer Dichter er selbst in seinen Werken ist, auch wo er fremden Stoff sich aneignet. Das zeigt sich in seiner ersten Zeit im Götz, für welchen er, wie er sagt, die Blumen eines grofsen Daseins abzupflücken verstanden[4]; so wie im Clavigo, rücksichtlich dessen er auf das Geheimnifs der innern Welt sich beruft, die den fremden Stoff sich unterwirft: „Sieh Lieber, schreibt

---

[1]) Brief an Goethe vom 29. August 1795, S. 88.

[2]) Anders Jean Paul, der freilich auf der niedrigern Stufe willkürlicher Dichtung und zusammengeraffter Ideen steht; wofür seine Behauptung charakteristisch ist: mit der *Stimmung* (ohne welche Goethe und Schiller nicht dichten zu können meinten) seien es Narrenspossen, er brauche nur Kaffee zu trinken, um, so gerade von heiler Haut, Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzücke. Goethe, Brief an Schiller vom 6. September 1798, S. 129.

[3]) Goethe, Brief an Schiller vom 12. Mai 1798, S. 87 f.

[4]) Goethe, Aus meinem Leben. Bd. XVIII, S. 115.

er einem Freunde (1774)[1]), was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist die Reproduction der Welt um mich, durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft und in eigner Form wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimnifs Gott sei Dank, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwäzzern." Vielmehr aber ist es nicht fremdes, sondern sein eigenes Dasein, das in seinen Dichtungen sich abspinnt: er selbst, seine innern und äufsern Erfahrungen sind der Stoff, der in seinen Werken dichterisch verklärt wird. Von seinen lyrischen Dichtungen versteht sich das ohnehin, „die immer das Gefühl des Augenblicks aussprachen[2])." Wie dasselbe von seinen gröfsern Dichterwerken gilt, liegt jetzt auch vor Augen, obwohl bei ihrem ersten Erscheinen „nicht zu entziffern war, was er von seinem Leben und Leiden der Composition zugewendet hatte[3])." Denn wie manches hieraus auch wörtlich in die Dichtungen übergegangen ist; so war der Unterschied doch der, dafs er durch diese selbst von der Leidenschaft sich löste, die zu der Katastrophe drängt. Und so hat er entweder noch andere Erlebnisse mit den seinigen verflochten und von diesen den tragischen Ausgang entlehnt, wie im Werther, oder er selbst hat Antheil an verschiedenen Personen, die im Schauspiel einander gegenüberstehen und hier äufserlich einen Conflict vorführen, den er innerlich überwunden hatte, wie dies im Tasso von den Personen des Dichters und des Staatsmanns gelten mag. Den gleichen rein persönlichen Ursprung hat die von ihm nur entworfene Tragödie Nausikaa (im Jahre 1787), eine dramatische Concentration der Odyssee, auf die er geleitet wurde durch die gleiche Gegend, die herrliche Umgebung von

---

[1]) Brief an Fr. H. Jacobi vom 21. August 1774, Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi. S. 29.

[2]) Aus meinem Leben. Bd. XVIII, S. 286.

[3]) Wie er von Werther's Leiden bemerkt, ebendaselbst, S. 131.

Taormina, so wie durch seine eigenen Erfahrungen auf der Reise, aus denen er nach der Natur alles ausmalen konnte[1]). Und nicht blos in ausgeführten Charakterbildern, — auch in einzelnen Scenen und Stimmungen ist dies zu bemerken: wofür ich nur zwei Beispiele entgegengesetzter Art aus seiner jugendlichen und seiner reifern Zeit anführe. Er selbst erzählt, als er zu Frankfurt im Jahre 1775 vor seinem Abgang nach Weimar, der unversehens rückgängig zu werden drohte, nicht ohne innere Agitation am Egmont gearbeitet, dafs ein von so viel Leidenschaft bewegtes Stück nicht wohl von einem Leidenschaftslosen hätte geschrieben werden können[2]); und wendet umgekehrt, da man in Carlsruhe ihn wider Willen festhalten wollte, den Ausruf Egmont's auf seine Lage an[3]): „Kind, Kind nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch u. s. w.“ Andrerseits erfahren wir von seiner Iphigenia, dafs er die ersten Linien der neuen Bearbeitung am Gardasee (1786) gezogen, wo er, nach seiner Aussage, „wenigstens so allein war, als seine Heldin am Gestade von Tauris“[4]): und diesem Gefühl der Einsamkeit, fern von der Heimath, hat der Dichter zu Anfang des Werkes im Munde der Iphigenia einen ergreifenden Ausdruck gegeben.

Wie aber diese Werke seit drei Menschenaltern gewirkt haben und Niemand dem Einflufs des Dichters sich entziehen kann; so ist sein Sinn und Wesen mit deutscher Bildung so verwachsen, dafs er selbst nicht leicht davon abzulösen ist, um zu ersehen, was die deutsche Literatur ohne ihn wäre

---

[1]) Italien. Reise. Bd. XIX, S. 280.

[2]) Aus meinem Leben. Bd. XVIII, S. 298.

[3]) Womit das letzte Buch von Wahrheit und Dichtung schliefst, ebendaselbst, S. 303.

[4]) Italien. Reise. Bd. XIX, S. 144.

und was er für sich gewesen. Doch haben wir für das letztere einen Mafsstab, um das Ueberragende seiner Persönlichkeit, dieser einzigen und energischen Individualität[1]) zu würdigen, an seinem ersten Auftreten und dessen Wirkung: die bedeutendsten Männer, die damals voranstanden oder jugendlich emporstrebten, wurden von seiner Erscheinung hingerissen und sprachen mit Begeisterung sich darüber aus. Wieland, dem der herrliche Jüngling beim ersten Anblick (7. November 1775) das Herz abgewonnen hatte, sagt davon[2]): seine Seele sei so voll von Goethe wie der Thautropfe von der Morgensonne. Fr. H. Jacobi hatte schon ein Jahr zuvor ihn gesehen, war in feuriger Liebe eins mit ihm geworden, schreibt[3]): Goethe's Anschauung habe seinen besten Ideen, seinen besten Empfindungen unüberwindliche Gewifsheit gegeben. Dasselbe sagt zwanzig Jahre später Schiller nach der ersten Zusammenkunft mit Goethe[4]): über so manches, worüber er mit sich selbst nicht recht einig werden konnte, habe die Anschauung seines Geistes ein unerwartetes Licht in ihm angesteckt. Und ähnlich der Bildhauer Dannecker, welcher die Tage, die er mit Goethe durchlebte, als Feste preiset[5]): „O ich bin äufserst glücklich, schreibt er, einige schöne Meinungen, die mir nun Gesetze bleiben, von ihm gelernt zu haben, ja, was er mir sagte, war in mir zwar wie ein Nebel schon, ehe er zu mir kam, aber dafs ich's nicht ausdrücken konnte; nur wüfste ich's gleich zu

---

[1]) Wie Schiller sagt, Brief an Goethe vom 9. December 1796, S. 256.

[2]) Wieland, Brief an Jacobi vom 10. November 1775, Jacobi's auserlesener Briefwechsel. Bd. I, S. 229, vergl. 210.

[3]) Jacobi, Brief an Sophie v. la Roche vom 10. August 1774, ebendaselbst, S. 174.

[4]) Schiller, Brief an Goethe vom 23. August 1794, S. 6.

[5]) Dannecker, Brief an Wolzogen vom 26. October 1797, bei Düntzer, Schiller und Goethe. S. 139.

Tausenden anzuwenden." Und solche Eindrücke hielten Stand und wuchsen mit den Jahren. Nach zwei Jahren näheren Umgangs drückt Schiller sich persönlicher darüber aus: wie ganz erstaunlich er es empfinde, was Goethe's näheres Einwirken auf ihn in ihm verändert habe; eine grofse Läuterung sei mit ihm vorgegangen[1]). Und nach einem Zeitraum von sechs Jahren erklärt er die Verbindung mit Goethe für das wohlthätigste Ereignifs seines ganzen Lebens[2]). Gleichfalls Jacobi gesteht noch als Greis, 38 Jahre nach jener ersten Begegnung (im Jahre 1812): ihm sei damals geworden wie eine neue Seele, von dem Augenblick an habe er ihn nicht mehr lassen können[3]).

Das waren freilich ebenbürtige und auserwählte Männer. In der Masse stand es anders: die Zersetzung und der Verfall der bürgerlichen Gesellschaft mufste sich in der Literatur spiegeln. Ihren Zustand bezeichnet Goethe selbst (im Jahre 1798) als allgemeine Nichtigkeit, Partheisucht fürs äufserst Mittelmäfsige, als Augendienerei, Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Produkte sich verlieren[4]); wie auch Schiller (im Jahre 1800) von der Ohnmacht, Schlaffheit und Charakterlosigkeit des Zeitgeistes spricht[5]). Jener gedenkt der Hindernisse, die sich von aufsen ihnen beiden in den Weg legten[6]);

---

[1]) Schiller, Brief an Goethe vom Freitag nach dem 10. Aug. 1796, S. 209.

[2]) In dem vorhin (S. 21) angeführten Brief an die Gräfin Schimmelmann vom 23. November 1800.

[3]) Jacobi, Brief an Goethe vom 20. December 1812, Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 260.

[4]) Goethe, Brief an Schiller vom 25. Juli 1798, S. 110. Damit stimmt eine Aeufserung von ihm aus dem J. 1821, Werke, Bd. XXVI, S. 247.

[5]) Schiller, Brief an Süvern vom 26. Juli 1800, in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Bd. II, S. 297.

[6]) Goethe, Brief an Schiller vom 3. März 1798, S. 58.

um so nöthiger fand er von innen einstimmig mit ihm und unverrückt zu wirken. Sein Jahrhundert, sagt er, kann man nicht verändern, aber man kann sich dagegenstellen und glückliche Wirkungen vorbereiten [1]). Und so war er der Menge gegenüber schon zufrieden, nur die Aufmerksamkeit zu erwecken: „man steht denn doch am Ziel, es mag nahe oder fern gesteckt sein, wenn einen der Leser gewahr wird“ [2]). Er giebt davon eine malerische Schilderung: „nun kommen sie, gehen, rennen und trippeln auch wohl herbei, andere bleiben unterwegs stehen, andere kehren gar um, andere winken und verlangen, man solle wieder zu ihnen zurückkehren, in's platte Land, aus dem man sich mit so vieler Mühe herausgearbeitet“; und bescheidet sich, „ganz im Stillen mit denjenigen sich zu freuen, die uns Neigung und Einsicht endlich am reinsten nähert“. — Welch ungeheure Veränderung ist seitdem vorgegangen, wo die Gedächtnifstage dieser Dichter mehr oder weniger Festtage für die Nation wurden.

Die Wirkung aber, die von Goethe für die Literatur und weit darüber hinaus in die ganze geistige Bildung ausgegangen ist, läfst sich an drei Punkten erfassen.

Das erste ist die deutsche Sprache, die Goethe nicht als einen todten Schatz überliefert, sondern anders zurückgelassen hat, als er sie vorgefunden, und der er dauernd das Gepräge seines Geistes gegeben hat. Zwar wurde von Schiller vielmehr Dauer beigemessen seinem Nachruhm in der Wissenschaft (in Beziehung auf die physikalischen Untersuchungen Goethe's über die Farben), während er dichterische Werke für vergänglich erklärte, da sie an das Schicksal der Sprache gebunden seien, welche schwerlich auf dem jetzigen Punkt stehen

---

[1]) Brief an Schiller vom 21. Juli 1798, S. 108.

[2]) Desgleichen vom 12. November 1796, S. 238.

bleibe[1]). In der That aber verhält es sich umgekehrt, dafs die Sprache an die Dichter-Werke gebunden ist, durch welche sie ihre klassische Ausbildung erhalten. Wie dies für das Hochdeutsche zuerst von Luther's Sprachdenkmälern gilt, die in drei Jahrhunderten nicht veralten konnten; so gilt es in zweiter Linie von der Sprache Goethe's, der selbst auch merkwürdigerweise in die lutherische Bibelsprache eifrig eingegangen ist. Das beweiset der vielfache Gebrauch biblischer Ausdrücke und Gleichnisse, vornehmlich in seinen früheren Schriften[2]); aber auch noch die spätern sind davon durchzogen, von welcher Art z. B. die Ausdrücke sind, der Saum des Kleides Gottes[3]) (nach Jes. 6, 1 u. Matth. 9, 20), in einem feinen Herzen etwas aufbewahren[4]) (nach Luc. 8, 15), etwas nicht für einen Raub

---

[1]) Schiller, Brief an Goethe vom 30. November 1798, S. 155.

[2]) So finden sich an einem fremden Ort, in seinem kleinen Aufsatz über deutsche Baukunst vom Jahre 1771 (Bd. XXV.) nicht weniger als fünf biblische Gedanken und Ausdrücke, theils Anwendungen, theils Anführungen: S. 1: ich bleibe bei euch in den Werken meines Geistes, nach Joh. 4, 16. vergl. Matth. 28, 20; S. 2: nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus Wolken herabgelassen ward, voll reiner und unreiner Thiere, s. Apostelgesch. 10, 11, 12; S. 5: ein Tropfen der Wonneruhe des Geistes, der auf solch eine Schöpfung (wie der Strafsburger Münster) herabschauen und Gott gleich sprechen kann: Es ist gut! s. 1 Mos. 1; S. 7: wir stehen da und beten an (in dem Künstler) den Gesalbten Gottes, nach der Benennung des Königs als Gesalbten des Herrn im A. T., zuerst im 1. Buch Samuelis, ferner in den Psalmen, auch Klagel. 4, 20; S. 8: der Genius will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben werden, nach Psalm 139, 9.

[3]) In dem Gedicht: Gränzen der Menschheit, zuerst gedruckt 1789, Bd. II, S. 73. Aehnlich in dem Briefe an Schiller vom 12. November 1796, S. 239: sonst habe ich auch nicht den Saum des Kleides einer Muse erblickt.

[4]) In dem Briefe an Schiller vom 22. August 1797, S. 357, (oder Schweizerreise. Bd. XX, S. 215): ein paar poetische Stoffe bin ich schon gewahr geworden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde. Und wiederholt in dem Briefe an Schiller vom 29. April 1798, S. 75.

achten[1]) (nach Phil. 2, 6). Er hat es dann zu einer wunderbaren Herrschaft über die Sprache gebracht, nicht ohne Arbeit und Kampf; worauf die öfters wiederkehrende Aeufserung über die Hindernisse deutet, welche die Sprache der Dichtung in den Weg lege; namentlich in einem der venetianischen Epigramme (Nr. 77[2]):

Was mit mir das Schicksal gewollt? . . .
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt[3]).

Er hatte insbesondere zu kämpfen mit der Schwierigkeit, welche die Unsicherheit der Silbenmessung dem Dichter in den Weg legte, weshalb er früher bei seinen Arbeiten die Prosa vorzog[4]): dann aber folgte er treulich den Fortschritten der deutschen Prosodie, indem er zunächst unternahm, aus Prosa die Iphigenia in Jamben zu übersetzen[5]), auch später (im Jahre 1799) auf Grund der Vossischen Arbeiten an seine Verse die bessernde Hand legte[6]). Jene Herrschaft aber zeigt sich so-

[1]) Im Faust, Bd. XI, S. 90: acht' es nicht für Raub, den Acker, den du erntest, selbst zu düngen. Auch im Briefe an Schiller vom 29. April 1798, S. 75: Freund Meyer wird es auch für keinen Raub achten, zu dieser barbarischen Production (dem Faust) Zeichnungen zu verfertigen.

[2]) Ebenso schreibt er an Schiller, Brief vom 15. December 1795, S. 119: in so einer wunderlichen Sprache wie die deutsche ist, bleibt freilich immer etwas zu wünschen übrig.

[3]) Diese Klage wurde ihm von Klopstock sehr übel genommen, der jenem Epigramm ein herzbrechendes Distichon entgegenstellte, s. Schiller, Brief an Goethe vom 22. November 1796, S. 247:

Goethe! Du dauerst dich, dafs du mich schreibst? Wenn du mich kenntest,
Wäre diefs dir nicht Gram. Goethe du dauerst mich auch.

[4]) Italien. Reise. Bd. XX, S. 145.

[5]) Ebendaselbst S. 146. Es war ihm, wie er sagt, in Moritzens Prosodie ein Leitstern erschienen.

[6]) Worüber er sich ausspricht in Briefen an Schiller vom 7. August 1799, S. 232: Wenn man solche Verbesserungen auch nur theilweise zu Stande

wohl an dem Material der Sprache, dem Reichthum der Wörter und Wendungen, worüber er verfügt, in höherem Grade, als Schiller[1]); als auch im Gebrauch dieses Materials. Was den letztern betrifft, so bemerkt Schiller den Gegensatz der *Individualität,* nämlich der individuellen Vorstellungs- und Empfindungsweise, und der *Sprache,* welche auf die allgemeinen Begriffe erbaut ist und der allgemeinen Mittheilung dient: — er nennt dies Verhältnifs einen Abgrund, in den er nicht ohne Schwindel schauen könne[2]). Bei Goethe ist dieser Abgrund ausgefüllt, da das Allgemeine der Sprache durchaus individuellen Gehalt bei ihm hat. Dies liegt darin, dafs nicht erst der fertige Gedanke nach seinem Ausdruck sucht, sondern mit der Anschauung auch das Wort zusammentrifft: daher die glückliche Unmittelbarkeit des Ausdrucks, das Treffende der Bezeichnung, die Fülle ohne Umschreibung. Nicht wie ein fremdes Instrument handhabt er die Sprache, sondern als sein eigenstes, das bei der leisesten Berührung einen Ton angiebt und alle Modulationen der Stimmung seelenvoll ausklingen läfst. Ja vielmehr die Sprache schmiegt sich unmittelbar der Bewegung seines Geistes an; daher dessen verschiedene Perioden, die des Sturmes und der Gelassenheit, aufs Deutlichste darin sich ausprägen. Sie gleicht (nach dem Bilde, das er selbst von der Seele des Menschen gegeben[3]) in seiner jugend-

---

bringt, so zeigt man doch immer seine Perfectibilität, so wie auch Respect für die Fortschritte in der Prosodie, welche man Vossen und seiner Schule nicht absprechen kann. Und vom 2. August 1799, S. 242: jetzt, da ich den Grundsatz eines strengern Sylbenmafses anerkenne, so bin ich dadurch eher gefördert als gehindert. — Auch im J. 1803 beschäftigte er sich mit der deutschen Zeitmessung, Brief an Schiller vom 18. Mai, S. 405.

[1]) S. Jacob Grimm, Rede auf Schiller am 10. November 1859. S. 30 ff.

[2]) Schiller, Brief an Goethe vom 27. Februar 1798, S. 54.

[3]) Im Gesang der Geister über den Wassern.

lichen Zeit dem Giefsbach, der über Klippen zum Abgrund schäumt; später dem Flufs, der das Wiesenthal hinschleicht, und dem glatten See, in dem alle Gestirne ihr Antlitz weiden. — Das Eigenthümlichste aber dieses Geistes, der Grundcharakter, worin er auch von Schiller sich unterscheidet, ist jener Realismus, dafs er überall von der Natur, seiner eigenen wie der umgebenden ausgeht, aber Natur in Geist verklärt und Geist in Natur zurücknimmt: was für den Sprachcharakter zur Folge hat jene Gediegenheit und Geschlossenheit der Begriffe, die bei aller Tiefe und Erhebung nimmer in's Weite und Unbestimmte sich verlieren, sondern eingetaucht in das Naturelement ursprüngliches Dasein offenbaren. Solches alles, dieser ganze unermefsliche Sprachschatz mit dem Gepräge dieses Geistes, ist auf die folgenden Generationen als Erbtheil übergegangen. Und auch als Mafsstab: die Reinheit und der Wohllaut im Gebrauch der deutschen Sprache überhaupt ist zu messen in der Vergleichung mit der Sprache Goethe's. Durch solchen Vergleich wurde einst dem Dichter Chamisso, der, obwohl geborener Franzose, wahrhaft deutsches Bürgerrecht erworben in Gesinnnung und Sprache, die höchste Anerkennung dafür ausgedrückt von unserm Könige, als jener ihm ein Exemplar seiner Werke übersandt hatte (im Jahre 1836): „wo haben Sie nur, heifst es in der Antwort, Ihr Goethe'sches Deutsch her?“ [1])

Weiter als die Sprache, reicht dann der Inhalt, die Ideen, denen er in unvergänglicher Form Ausdruck gegeben. Goethe steht da als ein grofser Heerführer im Reich des Geistes, der der Nation vorgefühlt und vorgedacht hat: so dafs in vielen Fällen die Ahnung oder das Räthsel, das in der Seele schlummert, mit seinem Sinn und Wort die treffendste Be-

[1]) Brief an Chamisso vom 16. Mai 1836, in dessen Leben von Hitzig, W. Bd. VI, 1839, S. 94.

zeichnung findet. So hat er mit innigstem Verständnifs auf die Stimme der umgebenden Natur gehorcht und sie gedeutet, dafs seine Worte gleich der Naturerscheinung selbst das Gemüth bezwingen, — wie, um nur an eins zu erinnern, die Verse vom Züricher See[1]) den ganzen Reiz jener grofsartigen Landschaft abspiegeln, oder das Frühlingsgefühl des Städters am Ostermorgen und des Wanderers in waldiger Berggegend in der Walpurgisnacht so ergreifend im Faust ausgedrückt wird[2]). Nicht minder hat er die Geheimnisse des menschlichen Lebens an's Licht gebracht: was die Jugend bewegt in Liebe und Freundschaft, was die Männer bindet in Treue und hohem Streben, auch die häusliche Tugend und die Würde der Frauen wie den Trotz des Ritters und die Klugheit des Staatsmanns hat er hinreifsend geschildert: Ein Wort zeigt oftmals eine weite Aussicht, mag oft als Ueberschrift grofser Reihen[3]) oder als Lösung verwickelter Zustände dienen. Und diese Spruchweisheit offenbart er in allen Gattungen der Poesie, sowohl der lyrischen und epischen, als auch der dramatischen: am reichsten an Sentenzen ist wohl der Tasso. Und so leicht fliefst diese Rede. Doch findet hier Anwendung ein Wort von Fr. H. Jacobi[4]): „Es ist etwas anderes, eine Wahrheit blokiren, und sie wirklich einnehmen: .. es ist leicht, etwas Vages hinzuschreiben, wobei sich recht viel

---

[1]) Aus meinem Leben. Bd. XVIII, S. 259.

[2]) Werke, Bd. XI, S. 37. 152.

[3]) So ist der Spruch des Geister-Chors im Faust (Bd. XI, S. 60):

> Wir tragen
> Die Trümmer (in's Nichts) hinüber,
> Und klagen
> Ueber die verlorne Schöne.

von Gerhard treffend als Motto dem Text seiner Sammlung antiker Bildwerke (1828) vorangestellt.

[4]) Jacobi, Brief an Wieland vom 18. Februar 1773, Jacobi's Briefwechsel, Bd. I, S. 109 f.

Schönes und Gutes denken läſst; schwer hingegen, keine Ideen zu gebrauchen, deren man nicht vollkommen Meister geworden.“ Diese Meisterschaft finden wir grade bei Goethe: in welcher Form er sich auch ausspricht, der Inhalt ist stets durchsichtig und tief, wie krystallhelles Wasser auf den Grund sehen, dort Pflanzen und Steine erkennen läſst. Und weil er aus der ersten Quelle schöpft, aus eigenster Erfahrung, wo die Gedanken aus weitem Umkreis der Natur und Geschichte hineingeleitet sind; so ist der Strom seiner Rede so mächtig und fruchtbar.

Es bedarf dafür nicht der Beispiele: so vieles von ihm ist im Munde der Gebildeten, ist durch Gesang und Saitenspiel tiefer eingedrungen. Nur einige Aussprüche erlaube ich mir hervorzuheben, die trefflich Anwendung finden auf unser Zeitalter, ja den Schlüssel geben können zum Verständniſs und zur Lösung der brennendsten Fragen der Gegenwart. Der eine ist an seinem Ort zwar humoristisch gewendet, um so anschaulicher wird das Bild; in Hermann und Dorothea als der Pfarrer sich erbietet, den Wagen zu lenken, zeigt sich der Apotheker bedenklich und erklärt[1]):

Gern vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geist und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein ist nicht zum Besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaſst.

Ich bin überzeugt, wenn dies Wort in Turin oder sonstwo jenseits der Berge gehört würde, unermeſslicher Beifall würde es begleiten; ja selbst in Rom würde er ihm nicht fehlen. Ein anderes Wort, das im ganzen Ernst schon einmal in die Noth der Zeiten hineingerufen ist (im Jahre 1797), kann jetzt wieder für unser zerrissenes deutsches Vaterland wie eine Prophetie tönen[2]):

[1]) Werke, Bd. V, S. 48.

[2]) Ebendaselbst, S. 51. vergl. S. 68.

Denn gelöst sind die Bande der Welt; wer knüpfet sie wieder
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht!

Und wenn es sich für ganz Europa um den Ausgang einer dämonischen Gewaltherrschaft fragt; so erinnern wir uns eines dritten Spruchs, der in seinem Zusammenhang eine vergangene Zeit und das Schicksal einer Königin betrifft[1]):

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag;

er ist aber niedergeschrieben zum 18. Oct. 1813, dem Tage, an dem die Weltherrschaft des ersten Napoleon zusammenbrach in der Schlacht bei Leipzig, während der Dichter noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängstlichen Stille, lebte: er selbst bezeichnet ihn als ein prophetisches Wort[2]).

Das dritte ist die Schaffung von Charakteren in epischer und dramatischer Poesie, wodurch die bewegenden Kräfte der Seele enthüllt und Vorbilder gegeben worden, geeignet eine Nation zu erheben. Denn das sind nicht Schattenbilder, aus Phantasie geboren; sondern lebenvolle Gestalten, welche die Kraft haben, wieder Leben zu erwecken. Und über das Individuum hinaus sind ganze Lebenssphären von ihm gezeichnet und erfüllt worden, die inmitten einer wüsten Welt wie eine Oase des Friedens uns ansprechen. Ich meine vor allem die Schilderung edler häuslicher Sitte, eines Familienlebens, das, nicht unberührt von der Weltbewegung, frei und rein daraus hervorgeht, in demjenigen seiner Werke, welches der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst genannt ist[3]), Hermann und Dorothea.

Und hier ist es, wo man dem deutschen Dichter Ge-

---

[1]) Werke, Bd. VI, S. 442.

[2]) Werke, Bd. XXVI, S. 237.

[3]) Von Schiller, Brief an Meyer vom 21. Juli 1797, an dem oben (S. 20. Anm. 4) angeführten Orte, S. 336.

rechtigkeit widerfahren lassen soll. Es ist ein deutsches Familienbild, das er uns vorführt, eine Schilderung, wie sie in keinem anderen Lande hätte entstehen können, geschöpft aus liebevoller Erfassung nationaler Sitte. Dafs der Dichter selbst sich bewufst war, damit an dem heimischen Heerd ein Feuer anzuzünden, spricht er so tiefgefühlt aus in der Elegie, wodurch er das Gedicht ankündigte:

Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.

Und wie er das Herz der Nation damit getroffen hat, beweiset die ungeheure Ausbreitung, die das Gedicht gleich bei seinem ersten Erscheinen gefunden, — es entzückte, wie Schiller dazu bemerkt [1]), den deutschen Leser auf seinem eigenen Grund und Boden. Während hier die Deutschen den Franzosen gegenüberstehn, hat er einen andern Zug des Nationalcharacters unter Italienern hervorgehoben, wenn er in den venetianischen Epigrammen sagt (Nr. 4):

Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens.

Wogegen er im Faust gegenüberstellt des Italieners feurig Blut und des Nordens Dau'rbarkeit [2]). Und wie er im fremden Lande auf das deutsche Volk blickt in der Zusammengehörigkeit aller seiner Glieder, aber freilich nach dessen damaliger Verfassung nicht mit Genugthuung, sondern vermissend und verlangend, spricht er so unnachahmlich schön in denselben Epigrammen aus (Nr. 35), nachdem er dankbar der engern Heimath und seines Fürsten gedacht hat:

Aber so wende nach innen, so wende nach aufsen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

---

[1]) Der durch Cotta über die Verbreitung Nachricht hatte, s. Schiller, Brief an Goethe vom 18. Mai 1798, S. 92.

[2]) Werke, Bd. XI, S. 66.

In allem dem wird man vaterländische Gesinnung nicht verkennen und ein wahres patriotisches Verdienst.

Wenn aber ein weitergehender Anspruch erhoben wird, wenn Goethe getadelt worden, daſs er in den Zeiten der Fremdherrschaft nicht mit Wort und That eingegriffen habe, — wie er selbst dem Antrage auswich, an der vaterländischen Zeitschrift sich zu betheiligen, welche im Jahre 1809 von Perthes in Verbindung mit den Edelsten der Nation unternommen wurde, um deutschgesinnten Männern einen wissenschaftlichen Einigungspunkt zu gewähren, deutschen Sinn und Muth zu pflegen und künftige Thaten vorzubereiten[1]); so ist dawider nicht bloſs die Erklärung, sondern auch die Rechtfertigung aus zwei Thatsachen zu entnehmen.

Die eine ist der Zustand des deutschen Volkes und Reichs in der Zeit der Bildung und Reife Goethe's — denn man wird ihn doch nicht messen nach dem Anspruch einer neuen Zeit, wenn auch der Greis noch in sie hineinragte. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts aber war das deutsche Volksthum verkümmert und versumpft; das Reich durchaus morsch und eilte seinem Untergang entgegen:

Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

singt einer in Auerbach's Keller, während ein anderer gar nichts davon wissen will (in Goethe's Faust S. 77). Und nach Schiller's Darstellung (in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen[2]) vom Jahre 1795 waren in diesem Zeitalter die zwei Aeuſsersten des menschlichen Verfalls, Verwilderung und Erschlaffung, vereinigt: nämlich rohe gesetzlose Triebe in den niedern und zahlreichen Klassen; und in den

---

[1]) Cl. Th. Perthes, Fr. Perthes Leben. Bd. I, S. 208.

[2]) Fünfter Brief; Werke, Ausgabe von 1836. Bd. XII, S. 17. 18.

civilisirten Klassen Schlaffheit und eine Verdorbenheit des Charakters, die desto mehr empört, weil die Cultur selbst ihre Quelle war. „Die Aufklärung des Verstandes, sagt er, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluſs auf die Gesinnungen, daſs sie vielmehr die Verderbniſs durch Grundsätze befestigt: — mitten im Schooſs der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet." Ein Ausweg war menschlicher Weise nicht abzusehn. Es muſste eine ungeheure Heimsuchung, eine Katastrophe über das deutsche Volk kommen, ehe ein neuer Anfang möglich war. Daraus mag selbst bei einem poetischen Hauptwerk Goethe's (dem Wilhelm Meister), abgesehn von den Bedenken, welche Stoff und Anlage erweckt haben, zum Theil sich erklären was an der Entwickelung unzureichend erscheint: denn der Dichter kann wohl gegebene Zustände verklären, er kann aber nicht eine weltgeschichtliche Epoche anticipiren. Es erklärt sich weiter die Abkehr Goethe's von den politischen Zuständen; er steht darin mit Schiller auf völlig gleicher Linie, der zu der eben genannten Schilderung seines Zeitalters folgende Erklärung giebt[1]: „er habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angesetzt, und was er in jenen Briefen davon sage, sei bloſs geschehn um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen." Goethe verfolgte wohl die Ereignisse; er hatte ein eindringendes und vorausschauendes Urtheil darüber: sowohl über das Umsichgreifen französischer Ideen in Deutschland, als über das Vorschreiten der französischen Weltherrschaft; aber er fand in dem blinden Walten der Meinungen

[1]) Schiller, Brief an Goethe vom 20. October 1794. S. 22. Vergl. Schillers Brief vom 23. Juli 1796, S. 195: Die politischen Dinge, denen ich so gern immer auswich, rücken einem doch nachgerade sehr zu Leibe. Die Franzosen sind in Stuttgart.

und Kräfte nicht Raum zur Einwirkung, am wenigsten für den Einzelnen. Als Schiller zum Empfang des Bürgerdiploms aus Paris (1. März 1798) von Campe viel Schönes zu hören bekommen hatte, schreibt Goethe ihm (3. März): „Herr Campe scheint an der gefährlichsten aller Tollheiten, so wie noch mancher gute Deutsche krank zu liegen. Leider ist dagegen so wenig als gegen eine andere Pest zu thun und zu sagen"[1]. Und später, mit Beziehung auf eine Geschichte Ludwigs XVI., erklärt er sich über den Gang der französischen Revolution selbst also (Brief an Schiller vom 9. März 1802): „Im Ganzen ist es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die sich, nach Naturnothwendigkeit, von vielen Höhen und vielen Thälern, gegen einander stürzen und endlich das Uebersteigen eines grofsen Flusses und eine Ueberschwemmung veranlassen, in der zu Grunde geht, wer sie vorgesehen hat, so gut als der sie nicht ahnete. Man sieht in dieser ungeheuren Empirie nichts als Natur und nichts von dem, was wir Philosophen so gern Freiheit nennen möchten." „Wir wollen erwarten, fügt er ironisch hinzu, ob uns Bonaparte's Persönlichkeit noch ferner mit dieser herrlichen und herrschenden Erscheinung erfreuen wird."

Die andere Thatsache, welche von den weltlichen Dingen ihn entfernen mufste, ist eine doppelte: die Eigenthümlichkeit Goethe's und sein Dichterberuf. Und beides wirkt zusammen; wie er sowohl von der Poesie sagt: sie verlange, ja gebiete Sammlung, sie isolire den Menschen wider seinen Willen[2]), als

---

[1]) Mit derselben Schärfe hatte er sich zuvor über Posselt geäufsert, Brief an Schiller vom 17. Januar 1798, S. 13: Wie finde ich Herrn Posselt glücklich dafs er sich über den Succefs dieses übermächtigen und übermüthigen Volks (der Franzosen) bis tief in die Eingeweide freuen kann.

[2]) Goethe, Brief an Schiller vom 9. August 1797, S. 344 (oder Schweizerreise. Bd. XX, S. 215).

auch von seiner eigenen Natur, dafs sie nur nach Sammlung und Stimmung strebe und an allem keinen Genufs habe, was diese hindert[1]. Er hatte die Erfahrung gemacht, dafs er nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten könne und dafs nicht nur das Gespräch, sondern sogar schon die häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen seine poetischen Quellen gänzlich ableite[2]. Das Bedürfnifs spricht er auch scherzhaft aus[3]: „Eigentlich sollte man mit uns Poeten verfahren wie die Herzoge von Sachsen mit Luthern, uns auf der Strafse wegnehmen und auf ein Bergschlofs sperren. Ich wünschte, man machte die Operation gleich mit mir, und bis Michael sollte mein Tell fertig sein.“ Daher er, von Geschäften und Ansprüchen umdrängt, so oft nach Jena sich zurückzog, wo er eines gesammelten Daseins sich erfreute[4]. So scheut er auch die Zerstreuung grofser Städte: „es graut mir schon vor der empirischen Weltbreite“[5], schreibt er am Tage vor dem Antritt seiner Schweizerreise (29. Juli) im Jahre 1797. Und als Schiller nur die Fahrt nach Lauchstädt unternahm (Juli 1803), rechnet er es ihm „als eine grofse Resignation an, sich in das zu begeben, was man Welt heifst: in das abgeschmackte, momentane Bruchstück, das recht artig

---

[1]) Goethe, Brief an Schiller von Mitte August 1797, S. 346 (Schweizerreise. Bd. XX, S. 215).

[2]) Desgl. vom 9. December 1797, S. 415. Ebenso in den Briefen vom 7. und 10. August 1799, S. 232. 234.

[3]) Desgl. vom 21. Juli 1798, S. 106.

[4]) Desgl. vom 13. December 1797, S. 417.

[5]) Derselbe Ausdruck kehrt bald darauf in Briefen aus Frankfurt mehrmals wieder: vom 9. August S. 344 (Schweizerreise. Bd. XX, S. 204): Die Poesie ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der grofsen) unbequem; und (ohne Datum) S. 348: bis man sich in der breiten Welt nach ähnlichen Naturen umsieht. Vergl. S. 346 (Bd. XX, S. 215): so möchte ich von aller dieser empirischen Breite nichts mehr wissen.

wäre, wenn sie es nicht wollten für ein Ganzes gelten lassen"[1]). Um so mehr mied er die Welthändel: um von ihrer Betrachtung sich abzuziehen, unternahm er im Jahre 1793 die Ausarbeitung des Reineke Fuchs[2]), der freilich einen Lauf der Welt vor Augen führt, welcher gewiſs nicht anlockt sich hineinzumischen.

Beide Momente endlich faſst er zusammen in der (S. 41) erwähnten Ablehnung, an dem vaterländischen Museum Theil zu nehmen (vom J. 1809): „ich habe persönlich, sagt er, alle Ursache mich zu concentriren, um demjenigen, was mir obliegt, nur einigermaſsen gewachsen zu sein; und dann ist die Zeit von der Art, daſs ich sie immer erst gerne eine Weile vorüberlasse, um zu ihr oder von ihr zu sprechen." Wenn nun Goethe sich selbst und seinem Beruf treu blieb, wenn er neben der poetischen Production und nach derselben bis an's Ende unverrückt den Weg verfolgte, wahre menschliche Bildung auf allen Punkten der Geschichte zu erkennen und sich anzueignen[3]); so wollen wir ihn auch darum ehren, daſs er bei der Unermeſslichkeit seiner Aufgabe seine Schranken erkannte und wahrte, — eingedenk eines Wortes von Jacobi[4]): „der Läufer ist zufrieden mit dem Preise, den er empfangen hat und läſst sich nicht einfallen zu jammern, daſs ihm der Kranz des Fechters nicht zu Theil geworden."

---

[1]) Brief vom 5. Juli 1803, S. 410. Aus demselben Grunde spricht er selbst aus Lauchstädt vom 28. Juni 1802 die Absicht aus, sich nach Weimar zurückzuziehen: »denn ein sonderlich Heil ist für uns in der äuſsern Welt nicht zu suchen, wo man überall nur gestückelt antrifft was man schon ganz besitzt;« Brief an Schiller S. 386.

[2]) Goethe, Brief an Jacobi vom 2. Mai 1793, Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 156.

[3]) Wie er erklärt noch in seinem letzten Briefe an Zahn, v. 10. März 1832.

[4]) Fr. H. Jacobi an Marianne (1775), Werke, Bd. I, S. 335.

Und doch schmückt mehr als Ein Kranz dieses Haupt. Wie er als Dichter auch der Freund und Rather seines Fürsten gewesen und noch spät an den Grofsthaten seines Volks Theil genommen, dafs sein Wort noch heute auch eine politische Macht ausüben kann, zeigt sich in zwei patriotischen Gedichten aus verschiedenen Epochen. Das eine vom Jahre 1783 zu Ilmenau, worin er mit edlem Freimuth goldene Worte seinem Fürsten sagt[1]):

Du kennest lang' die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Mufs fähig sein, viel zu entbehren.

Das andere aus dem Jahre 1816, dem Fürsten Blücher geweiht, für dessen Standbild in Rostock eine Unterschrift von ihm verlangt war; sie lautet also:

In Harren und Krieg
In Sturz und Sieg
Bewufst und grofs
So rifs er uns
Von Feinden los.

Wenn wir übrigens von jedem politischen Anspruch an ihn absehen, so ist es anders mit seinem Verhältnifs zur Religion und ausdrücklich zum Christenthum. Man ehrt wohl Kriegshelden und errichtet ihnen Denkmäler ohne nach ihrem Bekenntnifs zu fragen; obgleich ein Held auch gröfser

---

[1]) Bd. II, S. 37. Dahin gehört auch sein Gedicht Königlich Gebet (zuerst gedruckt 1815) W. Bd. II, S. 78, welches mit den Versen schliefst:

O gieb mir Gott im Himmel! dafs ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe.

[2]) Bd. II, S. 348 und Bd. XXV, S. 211.

ist, wenn er Gott die Ehre giebt und aus Glauben kämpft: es ist noch in frischem Andenken das Heldenthum eines britischen Feldherrn, das aus dieser Quelle flofs, auf den sammt seiner Schaar noch zu bauen war, wenn alle andern fehlten, und der hauptsächlich in dem furchtbaren Aufruhr Indiens diese Besitzungen der Krone erhalten hat, der viel betrauerte General Havelock († 25. November 1857). Aber bei einem Dichter, der über lyrische Stimmungen hinaus, die ganze Menschheit in seinen Kreis zieht, — bei dem universellsten Dichter, der je aufgestanden ist, kann die Religion nicht neben her gehen. Er selbst kann nicht eine zweifelhafte Stellung zu ihr eingenommen haben; und die sein Andenken ehren wollen, mögen auch darüber nicht in Zweifel bleiben. So darf ich in diesem Zusammenhang den Punkt nicht unberührt lassen; doch bescheide ich mich, nur einige Gesichtspunkte anzugeben: wobei es mir vorbehalten sei, anderswo auf diesen weitreichenden Gegenstand ausführlicher zurückzukommen.

Es ist die Frage, wenn sie schroff, doch, wie es sich ziemt, unzweideutig gefafst wird: ob in Goethe ein christlicher Dichter oder ein Heide geehrt wird, — falls es nicht noch ein drittes giebt. Doch eine Halbheit werden wir ihm gewifs nicht anheften. Sollte aber das zweite gelten, so wären wir in einer traurigen Alternative: es wäre damit eine Spaltung ausgesprochen zwischen der Frömmigkeit und seiner Poesie, ja vielmehr der ganzen nationalen Bildung, welche an diese Poesie sich anschliefst, — wie es zuweilen versucht ist eine Spaltung zwischen dem Interesse der Frömmigkeit und der Wissenschaft zu setzen. Wider das letztere ist von Schleiermacher (1829) die Frage gestellt[1]): ob „der Knoten der Geschichte so aus-

[1]) Schleiermacher, Ueber seine Glaubenslehre an Lücke, II. Sendschreiben, in den Theol. Studien und Kritiken. 1829, S. 490.

einandergehen solle, das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben?“ Dem entsprechend drängt sich uns die Frage auf: ob wirklich solche Theilung droht, dafs mit der klassischen deutschen Bildung der Unglaube und der Glaube mit der Barbarei es halten müsse. Das werden wir mit Zuversicht verneinen. Zwar sind unzweifelhaft Grundlehren des Christenthums und gleich der erste Artikel des christlichen Glaubens dem Dichter fremd geblieben oder vielmehr fremd geworden. Er zeigt dies in seiner Poesie von der Verherrlichung des Prometheus an, in jenem Gedicht (vom Jahre 1774[1]), worin wenigstens Lessing und Jacobi, obgleich von entgegengesetzten Standpunkten, eine Absage von dem persönlichen Gott zu Gunsten des Pantheismus erkannten — doch läfst es noch eine andere Auslegung zu, jedenfalls ist daraus über Goethe's eigene Meinung noch kein letztes Urtheil zu ziehen — bis zur Verherrlichung der ephesinischen Goldschmiede, welche er freilich im entgegengesetzten Sinn, als die Apostelgeschichte davon erzählt (19, 24 ff.), das Bild der grofsen Naturgottheit anfertigen läfst (vom Jahre 1812[2]). Es ist damit ein scharfer Gegensatz, ja eine Mifsstimmung ausgedrückt gegen seinen alten Freund, den Philosophen Fr. H. Jacobi, der den christlichen Theismus gegen Schelling's Naturphilosophie zu retten gesucht. Worüber Goethe ihm auch persönlich also Rede steht. „Ich bin nun einmal einer der ephesinischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnifsvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel

---

[1]) Werke, Bd. II, S. 69; vergl. Fr. H. Jacobi, Ueber die Lehre des Spinoza. Werke, Bd. IV, 1, S. 52 ff.

[2]) Werke, Bd. II, S. 208.

seinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formlosen Gott aufdringen will." [1]) Er hat auch früher sich deutlich genug ausgesprochen: nicht allein im Unterschied von Lavater, den „unser entschiedenes Heidenthum", wie er sagt (1793), von Weimar bald verscheucht habe [2]); sondern eben dem Jacobi gegenüber, mit dem der Zwiespalt hierüber bei aller Befreundung sich durch länger als ein Menschenalter hinzieht. Oefter und zuletzt in Weimar (1784) hatte er ihm gesagt: der wesentliche Unterschied zwischen ihnen sei, daſs Jacobi ein Christ, er selbst aber ein Heide sei [3]); — obwohl Jacobi nichts weniger als auf dem Boden des geschichtlichen Christenthums stand, sondern selbst gegen Ende seines Lebens (1817) die Summe seiner Ueberzeugung zog: er sei noch immer derselbe, durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ [4]). Aber nach dem Wege, den Goethe von je her genommen, muſste „sein Gott sich immer mehr in die Welt verschlingen" [5]). Und diese Verschlingung als Ziel menschlichen Erkennens hat er endlich noch an einer denkwürdigen Stelle geschildert, wo es seine Probe zu bestehen hätte, bei der Betrachtung von Schiller's Schädel im Jahre 1826 (siehe vorhin S. 20):

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daſs sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läſst zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

---

[1]) Goethe, Brief an Jacobi vom 10. Mai 1812, Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 254.

[2]) Desgleichen vom 7. Juli 1793, ebendaselbst S. 165.

[3]) Jacobi, Brief an Goethe vom November 1815, Entwurf, ebendas. S. 273.

[4]) Derselbe, Brief an Reinhold vom 8. October 1817, Jacobi's auserlesener Briefwechsel. Bd. II, S. 478.

[5]) Worte Goethe's, im Brief an Schlichtegroll vom 31. Januar 1812, Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 265.

Gleichwohl wie fern er auch dem positiven Christenthum stand, war er selbst doch auf dem Wege, während auch der geförderte Christ mit jenem jüdischen Manne demüthig bekennt: ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben (Marc. 9, 24); — wenigstens läfst er in seinen Werken den Weg so wie die Abwege erkennen, wie ja seine beiden Hauptwerke, der Faust und die Iphigenia, unter dem entschiedenen Einflufs des Christenthums geschrieben sind.

Der Ausgangspunkt dafür ist in ihm selbst der durchgehende Charakter der Wahrheit: ein grofses Zeugnifs hat aus vertrauter Kenntnifs Schiller ihm gegeben (siehe oben S. 23); wir finden es bestätigt auf allen Blättern seines Lebens. So weit die Geschichte reicht, ist niemals ein menschliches Leben so durchhin offen gelegt worden, als das seinige: doch zeigt sich keine Spur von Scheinsucht, Partheisucht oder Intrigue, — Gebrechen, wodurch das Christenthum unserer Tage so vielfach entstellt und wirkungslos ist. Andrerseits mifst er den Werth des Menschen, der ihm Theilnahme erweckt, vor allem an seiner Lauterkeit und Wahrheit[1]). Und er nimmt das Recht auf Wahrheit für Jedermann im Volk in Anspruch gegen deren Widersacher: denn es war eine Zeit, wo unter Wieland's Führung (1777) das Recht des Stärkern als Fundament der Staaten gepriesen wurde[2]); wo die Berliner Akademie (im Jahre 1779) die Preisaufgabe stellen konnte, ob es dem Volke nütze hin-

---

[1]) Er sagt in den Briefen an Schiller, von Jean Paul: seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch etwas in sich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen (29. Juni 1796, S. 161); von Meyer: es ist eine reine und treu fortschreitende Natur, unschätzbar in jedem Sinne (Mitte August 1797, S. 347, oder Schweizerreise. Bd. XX, S. 215); über ein Buch, vermuthlich von Oken: was mich für den Verfasser einnimmt, ist die grofse Redlichkeit, seinen Kreis durchzuarbeiten (5. Juli 1802, S. 387).

[2]) Vergl. Düntzer, Freundesbilder aus Goethe's Leben, S. 177 f.

tergangen zu werden, sei es, dafs man es in neue Irrthümer führe oder in den gangbaren erhalte[1]), — und dies wurde von 13 unter 33 eingegangenen Abhandlungen bejaht, von denen, gleichwie von den verneinenden, die beste gekrönt wurde, in Betracht, dafs jede von beiden Klassen gleiches Recht am Preise habe. Dieser schmachvollen Doctrin trat Goethe entgegen mit einem der venetianischen Epigramme (No. 56):

Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt.
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen;
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

So stimmt die That und Anwendung mit dem Grundsatz der unbedingten Wahrhaftigkeit, dessen Gegner er verspottet und den er mit Kant theilt[2]), welcher selbst die Strenge seiner Grundsätze von Jugend her aus christlicher Quelle geschöpft hatte. Von hier aus sind es denn zwei Punkte, die weiter in das Christenthum hineinführen.

Das erste ist die Selbsterkenntnifs, welche der Weg zur Gotteserkenntnifs ist. Diese Erkenntnifs im biblischen Sinn ging der Theologie grade im Zeitalter Goethe's in Folge des von England hereinbrechenden Naturalismus fast ganz verloren. In anderer Weise fand sie eine Pflege in der Poesie. Ueberhaupt lag in der Zeit die Richtung auf das Innere, auf die Erforschung des menschlichen Herzens: man spähte, wie Goethe erzählt, sein eigenes Herz aus und das Herz der an-

[1]) Vergl. Fr. H. Jacobi, Brief an E. Reimarus vom 28. Mai 1781, in s. auserl. Briefwechsel. Bd. I, S. 321.

[2]) Im Briefe an Schiller vom 28. Februar 1798, S. 55 sagt er von Mounier: dieser moralische Franzos habe es äufserst übel genommen, dafs Kant die Lüge unter allen Bedingungen für unsittlich erklärt; und gedenkt darauf einer Abhandlung von Böttiger, »worin denn zum Trost so mancher edlen Natur klar bewiesen wird, dafs man von Zeit zu Zeit lügen müsse.«

dern [1]). Indessen dergleichen ästhetische Gesellschaftsgespräche, wenn sie auch Stimmungen und Regungen zergliederten, führten wohl nicht grade auf die letzten Gründe zurück. „Die Menschen scherzen und bangen sich an den Lebensräthseln herum, wenige kümmern sich um die auflösenden Worte“ [2]). Aber auch die Poesie bemächtigte sich dieser Richtung, ja sie erkannte hier ihre eigentliche Aufgabe. Goethe spricht es unverhohlen aus, daſs die Poesie doch eigentlich auf die Darstellung des inneren Seelenlebens („des empirisch-pathologischen Zustandes des Menschen“) gegründet sei [3]); und gleicherweise erklärt Schiller (27. März 1801), daſs der vollkommene Dichter das Ganze der Menschheit ausspricht. Und das ist grade die Vollendung der Goethe'schen Poesie, es ist die Summe aller seiner Forschungen und Arbeiten, man kann sagen, die Religion seines Lebens; wie sie von Schiller gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft treffend gewürdigt wird (23. August 1794): „Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen. ... Von der einfachen Organisation steigen sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daſs Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine groſse und wahrhaft heldenmäſsige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält.“ Nun ist freilich das Streben beider Dichter auf die Entfaltung der reinen Menschheit gerichtet. Das schönste Beispiel davon giebt Hermann und Doro-

[1]) Goethe, Aus meinem Leben. Bd. XVIII, S. 100.

[2]) Goethe, Brief an Schiller vom 12. Juli 1801, S. 349.

[3]) Brief an Schiller vom 25. November 1797, S. 405. Vergl. den Brief vom 7. März 1801, S. 328.

thea, ein Werk, das über das (S. 39 f.) erwähnte vaterländische Interesse hinausgehend oder ihm zuvorkommend durch den „völlig erschöpften Kreis menschlicher Gefühle“[1]) so allgemein heimathlich anspricht: im Hintergrund erscheinen auch die groſsen Weltgeschicke, die aber nur verwendet werden, um den Menschen, in dem engern häuslichen und bürgerlichen Kreise, auf sich selbst zurückzuführen[2]). Und so konnte der Dichter von da aus den Grundgedanken dieses Gedichts, wie seiner eigenen Weltstellung am Schlusse des Jahrhunderts, zusammenfassen in den letzten Versen der Elegie, durch welche er dasselbe einführte:

Menschen lernten wir kennen und Nationen, so laſst uns
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

Aber solche Betrachtung führt nicht hinaus aus dem Kreislauf der Natur. Daſs jedoch auch die dunkeln Stellen in der Natur des Menschen für den Dichter, insbesondere den tragischen, nicht leer seien, wird von Schiller wohl gewürdigt[3]). Und Goethe, wie er mit seltenem Scharfblick begabt war für die Erscheinungen und Processe der Natur gleichwie des sittlichen Lebens, so entging ihm diese Verdunkelung nicht und ihre Gründe jenseits der Erscheinung. Er erkannte die Irrgänge, mit denen die bürgerliche Gesellschaft unterminirt sei[4]); er erkannte auch sich selbst, wie „die ungewisse Bahn der Leiden-

---

[1]) Den Schiller daran rühmt, Brief an Goethe vom 22. September 1797, S. 378.

[2]) Beide Momente: daſs es nicht auſser sich wirkende, sondern nach innen geführte Menschen darstellt und daſs das groſse Weltschicksal eingeflochten ist, hebt Goethe hervor in der Anwendung, die er von seiner Theorie der epischen und dramatischen Dichtung auf jenes Werk macht, im Briefe an Schiller vom 23. December 1797, S. 425.

[3]) Brief an Goethe vom 2. August 1799, S. 229.

[4]) Goethe, Aus meinem Leben. Bd. XVII, S. 258.

schaften ihn labyrinthisch angezogen" hatte[1]). Also stellte er das Seelenleiden dar, durch alle diese Gänge es verfolgend bis zum Untergang. Das ist der Gedanke von Werther's Leiden; und selbst den Wahlverwandtschaften[2]) mag diese Absicht zu Gute kommen. Während aber in diesen Romanen das ästhetische Interesse vorwaltet und das sittliche Urtheil zu Gunsten der Leidenden irgendwie bestochen wird; tritt das Zerwürfniſs unverhüllt und ungeschminkt zu Tage bei Orestes (in der Iphigenia), wie er im gräſslichen Geleit der Rachegeister erscheint, sowie bei Faust, den „der Menschheit ganzer Jammer anfaſst"[3]): und erregt im Mitgefühl Entsetzen. Wie tief der Dichter in die Abgründe des Seelenlebens eingedrungen, zeigt die ganze Anlage des letztgenannten Werks, als dessen Thema anzusehen ist der Ausspruch von „zwei Seelen, die in der Brust des Menschen wohnen": welche Faust unterscheidet als die bessere Seele, in der die Menschenliebe und die Liebe Gottes sich reget, und die wilden Triebe, die an die Welt sich halten[4]). Das erkannte auch Schiller als den philosophischen Gehalt oder das symbolisch Bedeutsame in dieser Dichtung: die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische zu vereinigen[5]). Und selbst der dog-

---

[1]) Trilogie der Leidenschaft, Werke, Bd. II, S. 120. Auch die Zueignung zum Faust erwähnt »des Lebens labyrinthisch irren Lauf.«

[2]) Lange vor Abfassung derselben, schon im J. 1799 spricht er von der »*chemischen Verwandtschaft* der Leidenschaften, wodurch sie sich anziehen und abstoſsen, vereinigen, neutralisiren, sich wieder scheiden und herstellen;« Brief an Schiller vom 23. October, S. 258.

[3]) Werke, Bd. XI, S. 178.

[4]) Ebendaselbst, S. 43. 46. Ebenso im Gesang der Geister über den Wassern schwebt die Seele zwischen Himmel und Erde; vergl. Düntzer, Goethe's lyrische Gedichte. Bd. I, S. 354.

[5]) Schiller, Brief an Goethe vom 23. Juni 1797, S. 320; welchem Goethe beistimmt im Briefe vom 24. Juni, S. 321.

matische Zusammenhang ist angedeutet in dem Hinweis auf die alte Schlange und deren Lockung zur Gottgleichheit (1. Mos. 3, 5) im Munde des Mephistopheles [1]. Andrerseits reicht über das Individuum hinaus die Voraussetzung der Iphigenia, wo, freilich nach Anleitung des Mythus, durch eine Folge von Geschlechtern der alte Fluch sich forterbt:

> Erst eine Reihe Böser oder Guter
> Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
> Der Welt hervor [2].

Das andere wäre die Lösung dieses Zwiespalts, die Versöhnung. Wir finden zwar die Person des Faust beim Mangel innerer Befriedigung die Sehnsucht aussprechen

> nach Offenbarung,
> Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
> Als in dem neuen Testament;

worauf er theoretisch sich bemüht mit dem Anfang des Evangeliums, den er versucht in sein geliebtes Deutsch zu übertragen; aber diese Arbeit und Stimmung wird durch die Erscheinung des Mephistopheles verdrängt. Wir finden zuvor das Ende des Evangeliums wirksam eintreten, da die Klänge des Ostermorgens den Todeskelch ihm von den Lippen ziehn; aber das ist auch nur ein Moment. Der Friede kam ihm daher nicht; die Verwickelung geht weiter. Und die Lösung fehlt. Auch ungeachtet des zweiten Theils ist ja der Faust ein Fragment geblieben. — Wohl aber ist eine Lösung gegeben in dem Werk, welches mir als die Krone aller Goethe'schen Dichtungen erscheint, der Iphigenia. Es ist über diese Dichtung ein wunderbarer Reiz ausgegossen durch ihre Doppelstellung: da sie mit dem Zauber, den der Schauplatz der antiken Welt und ein

[1] Bd. XI, S. 74; vergl. daselbst im Prolog, S. 15.

[2] Bd. XII, S. 53. Dahin gehört auch im Lied der Parcen (S. 63) die Stelle: Es wenden die Herrscher ihr segnendes Auge von ganzen Geschlechtern.

uralter Mythus ausübt, das Seelenvolle moderner Dichtung vereinigt. Nichts ähnliches konnte das Alterthum hervorbringen, nichts ähnliches hat die neuere Zeit gebracht: es war Goethe's schöner und einziger Beruf, „ein Zeitgenosse und Bürger beider Dichterwelten zu sein“ [1]). Jedoch der Grundgedanke dieses Werks stammt weder aus alter noch aus neuerer Zeit, sondern aus christlicher Erkenntnifs, der Gedanke, welcher in der Thatsache sich ausspricht, dafs der alte Fluch sich wendet durch das Opfer eines reinen Herzens. Das ist Iphigenia, welche sich wünscht, dafs sie dem Mächtigen, was ihm gefällt, mit Wahrheit sagen möge, die nicht gelernt hat, zu hinterhalten, noch jemand etwas abzulisten, die das Priesterrecht als Hülle nie gebraucht hat, die nicht die Vorsicht der List klug entgegenstellt, weil eine reine Seele sie nicht braucht [2]). In den furchtbarsten Conflict gestellt, Verrath zu üben an ihrem Schutzherrn oder die Ihrigen zu opfern, betet sie zu den Göttern: „Wenn ihr wahrhaft seid, wie ihr gepriesen werdet, so zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht durch mich die Wahrheit!“ und zerreifsend das künstliche Gewebe rettet sie ihre Seele. Also besteht die Hoffnung, die in jenem Zwiespalt zu sinken drohte, wie sie ergreifend es kund giebt (S. 62):

> Soll dieser Fluch denn ewig walten? Soll
> Nie diefs Geschlecht mit einem neuen Segen
> Sich wieder heben? —
>
> . . . . .
>
> O, soll ich nicht die stille Hoffnung retten,
> Die in der Einsamkeit ist schön genährt,
>
> . . . . .

---

[1]) Wie Schiller ihn preiset, Brief an Goethe vom 18. Mai 1798, Seite 92.

[2]) Bd. XII, S. 10. 51. 57. 69.

Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
Die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen.

Ja, die Hoffnung geht doppelt in Erfüllung: in ihren Armen wird Orestes, ihr Bruder, den der Fluch des vergossenen Mutterbluts verfolgt, von dem Geleit der Furien befreit; und zum Schlufs öffnet sich der Weg zum väterlichen Hause in Mycene, dessen Entsühnung und Weihe nun durch sie vollbracht werden soll. — Auch auf die Zuschauer oder Hörer übt dieses Stück aus, was in ihm selbst vollbracht wird: eine Reinigung und Weihe. Als Goethe es nach seiner Umarbeitung zuerst in Rom den Freunden vorgetragen, brachte, wie er erzählt[1]), Tischbein ein artiges Gleichnifs zum Vorschein. „Er verglich es einem Opfer, dessen Rauch von einem sanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, indessen die Flamme freier die Höhe zu gewinnen sucht. Und zeichnete dies sehr hübsch und bedeutend." Ich möchte wünschen, dafs einer unserer Meister es unternähme, ein solches Bild herzustellen; es würde manchen der Anblick zu sinnender Betrachtung stimmen und erquicken.

Wenn wir diesen Charakter Goethe's und diese Wirkungen erwägen; so läfst sich darauf die Behauptung gründen, dafs keine Parthei davon ausgeschlossen ist, ihn als den grofsen nationalen Dichter zu ehren, dafs von keiner Seite berechtigter Einspruch zu besorgen ist gegen die Errichtung seiner Statue. Nicht ein falscher Cultus des Genius ist abzuwehren, auf den Niemand sinnt; sondern der Zoll des Dankes ist abzustatten für einen der grossen Geister, die zu Zeiten gesendet werden, die Bildung einer Nation zur Blüthe und Reife zu bringen.

---

[1]) Italien. Reise. Bd. XIX, S. 146.

III. Die Anordnung der Statue.

Sehn wir schliefslich auf die hier vorliegende künstlerische Aufgabe, so gehört sie zu den bedeutendsten und schwierigsten, aber auch dankbarsten, die überhaupt gestellt werden können, — indem es sich einestheils um das Denkmal Goethe's für sich, dann aber um dessen Beziehung zum Schillerdenkmal handelt.

Die Aufgabe näher zu umschreiben, um nur erst künstlerische Entwürfe hervorzurufen, wird Sache der betheiligten Behörden und Comité's sein. Es giebt aber allgemeine Anforderungen, die so sehr aus der Sache selbst hervorgehn, dafs sie, was das Standbild Goethe's betrifft, hier noch Erwähnung finden dürfen.

Goethe selbst giebt Anleitung zur Stellung der Aufgabe durch ein Gedicht, in welchem er die Ausführung einer solchen Aufgabe würdigt. Es ist das Monument Gellert's von Oeser vom Jahre 1774: beide waren in Leipzig Goethe's Lehrer gewesen; von Oeser insbesondere sagt er (in einem Briefe an Reich vom Jahre 1770), sein Unterricht werde auf sein ganzes Leben Folge haben. So hat dies Gedicht die persönlichste Unterlage:

Als Gellert, der geliebte, schied,
. . . . .
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne,
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werthen Mann;

Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

Zwei Bedingungen sind darin angedeutet, wenn wir die Anwendung auf das Goethedenkmal machen. Die eine giebt der Vers: „und fühlte den Geschiednen“: nämlich dafs der Künstler in den darzustellenden Dichter, in sein reiches Geistes- und Gemüthsleben sich versenke, sich selbst damit erfülle und so aus eigenstem Gefühl und Anschauung dessen Bild hervorgehn lasse. Das ist freilich ebenso sehr eine ideale als eine reale Aufgabe. Die Grundform der Gestalt steht ja fest, die Gesichtszüge liegen vor in zahlreichen Bildern aus verschiedenen Jahrgängen, die körperliche Erscheinung des Lebenden in ihrem Wechsel bis zu seiner Todtenmaske. Aber es kommt darauf an, wie die Gestalt beseelt ist: nicht ein zufälliger Moment soll festgehalten werden, sondern der ganze Mensch, die Gröfse des Geistes soll sichtbar werden. Das hängt zusammen mit der Frage, in welchem Alter? Allerdings demjenigen, welches am reichsten und reinsten dies durchscheinen läfst. Man möchte glauben, das leite auf die Epoche der höhern Jahre, da alsdann in der Gestalt das Wirken des ganzen Lebens sich sammelt und abspiegelt, — und grade Goethe diese Stufe in seltener Weise so erreicht hat, dafs der Geist nicht nachgelassen hat und der Körper nicht schlaff geworden ist bis an sein Lebensende. Wenige Beispiele alter und neuester Zeit bietet die Geschichte, die sich damit vergleichen lassen. Sophocles, der ein Alter von 91 Jahren erreichte, soll in höhern Jahren, als er der Geistesschwäche und demzufolge der Unfähigkeit, sein Hauswesen zu verwalten, angeklagt worden, durch das herrlichste seiner Werke (den Oedipos auf Kolonos) den Kläger beschämt und die Richter zur Bewunderung

fortgerissen haben. Und E. M. Arndt, dessen 91sten Geburtstag das ganze deutsche Volk in Dank und Pietät jüngst mitfeierte, hat immer noch mit Jugendfrische Worte der Mahnung und Erweckung ihm gespendet. Aber grade ein solcher Vergleich zeigt den Unterschied. Wenn Goethe die eine persönliche Aufgabe, menschlich sich zu bilden, noch in höheren Jahren verfolgt, auch sammelnd, sichtend und prüfend bis an's Ende sich mitgetheilt hat; so folgte er doch zugleich dem Bedürfniſs, sich auf sich zurückzuziehen, was selbst in seiner Erscheinung sich ausgeprägt hat; — sein universelles Schaffen und Wirken, wodurch er die herrschende Stellung zur Nation einnimmt, gehört der frühern Periode an: und aus dieser Zeit wird man ihn sehen wollen. In der That, man verlangt nicht nach einer Statue des Geheimen Raths von Goethe; sondern des noch jugendlichen Dichters, jenes göttlichen Jünglings, den seine Freunde zu Rom neben die Statue des Apollo von Belvedere stellten, um an ihrer Aehnlichkeit sich zu erquicken. Das ist die Zeit, in der Iphigenia und Tasso zum Abschluſs kommen[1]); oder wenn man weiter geht, so trifft man zehn Jahre später auf die Epoche, welche er seinen zweiten Frühling genannt hat, in welcher Hermann und Dorothea gedichtet und der Faust wieder aufgenommen worden. Also der Ablauf des vorigen Jahrhunderts dürfte die Grenze sein, die hinsichtlich seines Alters nicht zu überschreiten ist.

Das wird bestätigt durch die andere Bedingung, die wir aus den Versen herauslesen: „Und sammelte mit Geistesflug im Marmor alles Lobes Stammeln.“ Das Standbild soll ausdrücken was in dem allgemeinen Lobe enthalten ist: also den Dichter uns vorführen, wie er in der Nation lebt,

[1]) Aus dieser Zeit (1787) ist die Büste Goethe's von Trippel, s. seine Italien. Reise. Bd. XIX, S. 384.

nach den Werken, welche Gemeingut aller Gebildeten sind. Die gehören zwar einem Zeitraum von 30 Jahren an: es sind sehr verschiedenartige Werke und Epochen, welche dem einen oder dem andern Vorliebe einflöfsen; die Grundzüge aber, wodurch er gleicherweise gewinnt und imponirt, worin alle Verehrer des Dichters übereinkommen, sind die Fülle und der Drang des schöpferischen Dichter-Genius wie die Ruhe und Klarheit des gereiften Geistes, — und diese müssen in seiner Figur zusammengeschaut sein. Nicht dafs auf Vorhandenes oder Vorgeschriebenes hinzuweisen wäre; das ist ja eben die Aufgabe des Künstlers, dafs er der Stimmung und dem Gefühl, welches er mit den Andern theilt, Gestalt, bewufsten Ausdruck gebe und so dem Volk, wie Goethe von Schiller sagt, seine Träume auslege. Wie einst zur Zeit der Blüthe Griechenlands bei der höchsten Aufgabe von Phidias dies erreicht worden: bis auf ihn gab es mancherlei Bilder des höchsten Gottes; nachdem Er aber die Gestalt des olympischen Zeus geschaffen aus der Ahnung, die sein Volk von dem Vater der Götter und Menschen hegte, konnten die Griechen diesen nicht mehr anders sich vorstellen, als wie er zu Olympia gebildet war. Solcher Art ist die Aufgabe, welche der Künster zu lösen hat, der das Goethedenkmal unter uns ausführen wird.

Diese wird noch erschwert durch die Rücksicht auf die Statue Schiller's, da beide Denkmäler sich gegenseitig bestimmen. Zwar was das Alter betrifft, so geht die Bestimmung von Schiller aus, da man für ihn keine Wahl hat, der in der Blüthe der Jahre dahin geschieden ist: man wird gewifs seine Züge aus der Zeit der reifsten Werke, vom Erscheinen des Wallenstein bis zum Tell, entlehnen[1]). Neben den jugendlichen

---

[1]) Die Büste Schiller's von Dannecker ist aus seinem 35. Jahre, dem J. 1794: s. Schiller's Briefe an Körner vom 9. October und 19. December 1794, Th. III, S. 204. 226.

Schiller kann man aber nicht Goethe mit gerunzelter Stirn hinstellen, wie er in einer sehr verbreiteten Büste erscheint. Und so bestätigt diese Rücksicht für das zu wählende Alter Goethe's, was aus ihm selbst sich schon ergeben hat. Nämlich so unabhängig von einander auch diese Statuen bestehen sollen, da an eine Gruppe nicht gedacht wird; so werden sie sich doch entsprechen müssen: — da sie mit einander gesehen werden, denselben Platz zieren sollen, so wird eine Harmonie unter ihnen erfordert. Diese hervorzubringen, ist wohl eine der verwickeltsten Aufgaben. Denn die Ausführung eines jeden dieser Werke ist grofs genug, dafs schwerlich Einem und demselben Künstler beide zufallen werden. Es wird also darauf ankommen, die Preis-Entwürfe, welche unabhängig von einander entstanden sind (da dem ausführenden Meister nicht zugemuthet werden kann, nach einem fremden Entwurf zu arbeiten), nachgehends mit einander in Einklang zu bringen. Denn wie genau auch die Comité's, welche die Concurrenz ausschreiben, die beiderseitige Aufgabe begrenzen; so hat doch der Künstler für den Entwurf ein weites Feld. Indessen für ein so seltenes, bisher einziges Werk dürfen auch seltene Ansprüche gemacht werden. Und die Künstler werden sich verständigen, wie die Comité's sich einigen müssen, — wovon beide das schönste Vorbild an der Einigung von Goethe und Schiller selbst haben.

Wenn nun aus wahrhafter Empfindung ihrer und ihres Bundes die Denkmäler entstehen; so werden sie auch mit einander in gleichem Sinne wirken. Wie diese Statuen eine gemeinsame Quelle haben in der Liebe und Begeisterung des Volks für seine beiden gröfsten Dichter und für das deutsche Vaterland, welches diese durch ihre Geisteswerke erhoben und verherrlicht haben; so haben sie auch eine gemeinsame Bestimmung, die selbst zu jener Quelle wieder zurückführt. Beiden Seiten ist zur Errichtung des Schiller-Denkmals in Stutt-

gart (im Jahre 1839) von Anastasius Grün ein edler Ausdruck gegeben, den wir nun auch für die hier erstehenden Denkmäler uns aneignen wollen:

Lodert, ihr deutschen
Herzen, in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zusammen!

Dafs sich das Erze
Formend belebe,
Dafs sich des Dichters
Bild d'raus erhebe!

Riesig und glänzend,
Tönend soll's ragen,
Memnon Germania's,
Da es will tagen!

Doch auch zu tönen
Soll es bedacht sein,
Bräch einst in deutschen
Herzen die Nacht ein!

Dann in der Zwietracht
Düsteren Tagen
Weit soll es dröhnen:
Laut soll es sagen:

Lodert, ihr deutschen
Herzen, in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zusammen!